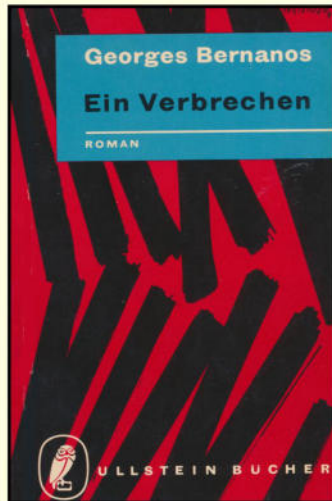
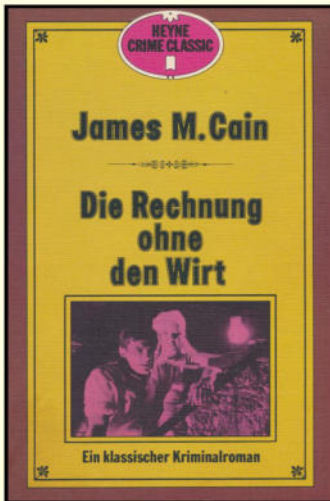
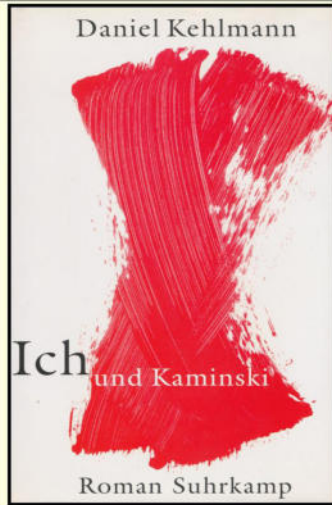


edfc



Fantasia | 254e

Aus der phantastischen Welt der Literatur



Fantasia 1254e

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

ISSN 0934-1463 – 49. Jahrgang.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2026 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2026-01

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1254e – Magazin für Phantastik



edfc

HEYNE
CRIME CLASSIC

James M. Cain

**Die Rechnung
ohne
den Wirt**



Ein klassischer Kriminalroman

***Cain, James M.: Rechnung ohne den Wirt**

James M. Cain [James Mallahan Cain, 1892–1977]

Die Rechnung ohne den Wirt

(The Postman Always Rings Twice, 1934)

Heyne Crime Classic 1779

(TB 126 S./DM 3,80)

Aus dem Amerikanischen von Egon

Flörchinger

Genre: Krimi

Gegen Mittag warfen sie mich vom Heuwagen herunter. Ich war am Abend davor aufgesprungen, unten an der Grenze, und sobald ich unterm Zeltdach lag, sackte ich auch schon ab. Ich war hundemüde nach den drei Wochen in Tia Juana, und als sie endlich hielten, um den Motor abzukühlen, schnarchte ich immer noch. Da sahen sie meinen Fuß herunterhängen und schmissen mich raus. Ich riß ein paar Witze, aber sie machten nur lange Gesichter, das half also nichts. Immerhin, sie gaben mir eine Zigarette, und ich stromerte

die Landstraße hinunter, um was zu essen aufzutreiben.

So kam ich zu dieser Taverne „Zu den zwei Eichen“. Es war nichts weiter als eine von diesen Sandwich-Buden an der Straße, genau wie Millionen andere in Kalifornien. Auf der einen Seite war die Gaststube und darüber die Wohnung, daneben die Tankstelle und dahinter ein halbes Dutzend Kabinen, die sich Autohof nannten. (S. 5)

They threw me off the hay truck about noon. I had swung on the night before, down at the border, and as soon as I got up there under the canvas, I went to sleep. I needed plenty of that, after three weeks in Tia Juana, and I was still getting it when they pulled off to one side to let the engine cool. Then they saw a foot sticking out and threw me off. I tried some comical stuff, but all I got was a dead pan, so that gag was out. They gave me a cigarette, though, and I hiked down the road to find something to eat.

That was when I hit this Twin Oaks Tavern. It was nothing but a roadside sandwich joint, like a million others in California. There was a lunchroom part, and over that a house part, where they lived, and off to one side a filling station, and out back a half dozen shacks that they called an auto court.

Frank Chambers, vierundzwanzig Jahre alt, tramt Anfang der dreißiger Jahre durch Kalifornien und scheut nichts so sehr wie Sesshaftigkeit – bis ihn sein Weg zu der Taverne „Zu den zwei Eichen“ führt, die mit einer Tankstelle verbunden ist. Der Wirt, ein öliger Grieche namens Nick Papadakis, sucht dringend eine Hilfskraft.

„Na, wie? Gefällt dir hier?“

Jetzt war ich soweit, hatte den letzten Schluck Kaffee getrunken und zündete mir die Zigarre an, die er mir gegeben hatte. „Mir sind ein paar andere Sachen angeboten worden, aber ich werd’s mir bestimmt überlegen.“

Dann sah ich sie. Sie war hinten in der Küche gewesen, aber jetzt kam sie, um

mein Geschirr abzuräumen. Von der Figur abgesehen, war sie wirklich keine überwältigende Schönheit, aber sie blickte übellaunig drein und hatte die Lippen auf eine Art geschürzt, daß ich sie ihr am liebsten eingedrückt hätte.

„Meine Frau.“ (S. 6)

„Hey? You think you like it here?“

By that time I had put down the rest of the coffee, and lit the cigar he gave me. „I tell you how it is. I got a couple of other propositions, that’s my trouble. But I’ll think about it. I sure will do that all right.“

Then I saw her. She had been out back, in the kitchen, but she came in to gather up my dishes. Except for the shape, she really wasn’t any raving beauty, but she had a sulky look to her, and her lips stuck out in a way that made me want to mash them in for her.

„Meet my wife.“

Frank hätte sich nie auf das Angebot eingelassen, wenn er nicht zufällig Nicks Frau Cora erblickt hätte, woraufhin er sich spon-

tan entschließt, hier als Tankwart tätig zu werden.

Auch Cora scheint einen Blick auf Frank geworfen zu haben, denn sie gesteht ihm, dass sie ihren Gatten verabscheut, dass sie ihn nur aus materieller Not heraus geheiratet hat, und dass sie in Wirklichkeit eine astreine Weiße ist.

Sie kam herüber und fing an, mir mit der Windschutzscheibe zu helfen. Sie war so dicht neben mir, daß ich sie riechen konnte. Ich sagte ihr's geradezu ins Ohr, beinahe geflüstert: „Wie kommst du denn zu dem Griechen?“

Sie fuhr auf, als hätte ich ihr eins mit der Peitsche übergezogen. „Geht dich das was an?“

„Das glaub' ich. Ganze Menge.“

„Da hast du deine Scheibe.“

„Danke.“

Ich ging raus. Ich hatte es erreicht. Ich hatte ihr eins versetzt, unversehens, und so tief, daß es weh tat. Von jetzt an würde es zwischen ihr und mir keine Flausen mehr geben. Vielleicht würde sie nicht ja sagen, aber ausweichen

konnte sie mir nicht mehr. Sie wußte, was ich wollte, und sie wußte, ich hatte sie durchschaut. (S. 9)

She came over and began helping me with the wind wing. She was so close I could smell her. I shot it right close to her ear, almost in a whisper. „How come you married this Greek, anyway?“

She jumped like I had cut her with a whip. „Is that any of your business?“

„Yeah. Plenty.“

„Here’s your wind wing.“

„Thanks.“

I went out. I had what I wanted. I had socked one in under her guard, and socked it in deep, so it hurt. From now on, it would be business between her and me. She might not say yes, but she woudn’t stall me. She knew what I meant, and she knew I had her number.

Nick kommt nicht im Traum auf die Idee, dass zwischen Cora und Frank etwas wäre, denn er ist zwar fleißig und tüchtig, zugleich aber auch naiv und gutmütig. Und

er ist unglaublich stolz auf seine Eroberung.

„Sie ist in Ordnung. Sie ist mein weißes Vögelchen. Meine kleine weiße Taube.“
(S. 10)

„She is a all right. She is my little white bird. She is my little white dove.“

Bei der ersten Gelegenheit hintergehen Cora und Frank den ahnungslosen Nick.

Ich nahm sie in die Arme und preßte meinen Mund tief in den ihren ... „Beiß doch, beiß.“

Ich biß sie. Ich wühlte meine Zähne so fest in ihre Lippen, daß mir das Blut in den Mund spritzte. Es rann ihr den Hals herab, als ich sie die Treppe hochtrug.
(S. 13)

I took her in my arms and mashed my mouth up against hers. ... „Bite me! Bite me!“

I bit her. I sunk my teeth into her lips so deep I could feel the blood spurt into

my mouth. It was running down her neck when I carried her upstairs.

Cora gesteht Frank, dass sie den fettigen Nick nicht mehr ertragen kann. Verlassen kann sie ihn andererseits auch nicht, weil sie sonst keine Lebensgrundlage mehr hätte, und Franks Streunerleben will sie auf keinen Fall teilen.

Sie saß lange so da und drehte meine Hand hin und her mit ihren beiden Händen. „Frank, hast du mich lieb?“

„Ja.“

„Liebst du mich so sehr, daß dir alles andere gleich ist?“

„Ja.“

„Es gibt einen Ausweg.“

„Hast du nicht gesagt, du bist eigentlich gar kein Höllenweib?“

„Das hab' ich gesagt, und das glaub' ich auch. Ich bin nicht, was du denkst, Frank. Ich will arbeiten und es zu was bringen, nicht mehr. Aber ohne Liebe kann man das nicht. Weißt du das, Frank? Eine Frau jedenfalls nicht. Na und, ich hab' eben einen Fehler ge-

macht. Und jetzt muß ich ein Höllenweib sein, nur ein einziges Mal, um das wiedergutzumachen. Aber ich bin wirklich kein Höllenweib, Frank.“

„Dafür wird man auf gehängt.“

„Nicht, wenn man's richtig macht. [...]“ (S. 18)

She sat there a long time, twisting my hand in both of hers. „Frank, do you love me?“

„Yes.“

„Do you love me so much that not anything matters?“

„Yes.“

„There's one way.“

„Did you say you weren't really a hell cat?“

„I said it, and I mean it. I'm not what you think I am, Frank. I want to work and be something, that's all. But you can't do it without love. Do you know that, Frank? Anyway, a woman can't. Well, I've made one mistake. And I've got to be a hell cat, just once, to fix it. But I'm not really a hell cat, Frank.“

„They hang you for that.“

„Not if you do it right. [...]”

Das Pärchen plant einen raffinierten Mord, der wie ein Unfall aussehen soll. Das Hinzukommen eines Polizisten zwingt sie allerdings, Nick noch schnell das Leben zu retten, was dieser mit Dankbarkeit quittiert. Der zweite Plan ist zugleich einfacher und komplexer und darf auf keinen Fall schiefgehen.

Die Rechnung ohne den Wirt alias *The Postman Always Rings Twice* ist einer der berühmtesten klassischen Kriminalromane. Diesen Status verdankt er einerseits seiner Handlung, die für damalige Verhältnisse gleich in zweifacher Hinsicht aufsehenerregend war: Der Autor schildert den Mord an einem ahnungslosen Ehemann ganz aus der Sicht des skrupellosen Liebhabers und seiner nicht weniger entschlossenen Geliebten; auch spart er nicht für die dreißiger Jahre gewagten Sexszenen. Der Leser wird dazu verführt, mit Cora und Frank zu sympathisieren und zu hoffen, dass ihnen der Mord gelingen wird, ohne dass sie dafür zur Rechenschaft gezogen werden – er wird

gegen seinen Willen zum Komplizen korrumpiert.

Hinzu kommt, dass der Roman andererseits auch literarischen Ansprüchen genügt. Die beiden Protagonisten sind sehr sorgfältig ausgearbeitet: Frank der Tramp lässt sich treiben, gerät Dutzende Male mit dem Gesetz in Konflikt, hat kein Ziel im Leben – und verfällt mit einem Schlag vollständig einer wahrhaftigen Sirene. Cora ist einerseits ungeheuer lebendig und anziehend, andererseits wirkt sie aber auch depressiv, selbstzerstörerisch und sogar suizidal, eine Stimmung, die am Ende auch auf Frank überschlägt. Auch wenn Cora und Frank wie wild um ein schöneres Leben kämpfen, hat ihre Einstellung doch auch etwas Fatalistisches an sich: Sie Beiden durch sexuelle Abhängigkeit aneinander Gefesselten müssen Nick töten, sie können nicht anders, und wenn sie dabei selbst untergehen. Nicht zuletzt schreibt James M. Cain einen knappen, eingängigen Stil, der den Leser in den Bann schlägt.

Allerdings muss man auch sagen, dass der Plot des Romans ein wenig konstruiert wirkt, und dass man als Leser den Eindruck

hat, der Autor lege es bewusst darauf an, ihn zu schockieren – was aber nichts an dem enormen Unterhaltungswert des Krimis ändert.

Daniel Kehlmann



Ich und Kaminski

Roman Suhrkamp

*Kehlmann, Daniel: Ich und Kaminski

Daniel Kehlmann [1975–]

Ich und Kaminski

Suhrkamp (HC 174 S./€ 18,90)

Frankfurt am Main 2003

Genre: Drama

Mir gegenüber saß ein knochiger Herr mit Krawatte. Ich nickte ihm zu, er grüßte zurück und blickte woanders hin. Ich öffnete den Koffer, holte meinen Notizblock hervor und legte ihn auf das schmale Tischchen zwischen uns. Fast hätte ich sein Buch hinuntergestoßen, aber er konnte es gerade noch festhalten. Ich mußte mich beeilen, der Artikel hätte schon seit drei Tagen fertig sein sollen.

Hans Bahring, schrieb ich, hat also seinen vielen... Nein!... zahlreichen Versuchen, uns durch Einblicke, nein, schlecht recherchierte Einblicke ins Leben bedeutender, nein, prominenter, schon gar nicht. Ich überlegte. ... historischer Persönlichkeiten zu Tode zu langweilen, ja wohl, nun einen weiteren hinzugefügt.

Seine eben erschienene Biographie des Künstlers, nein, Malers Georges Braque als mißraten zu bezeichnen wäre wahrscheinlich noch zu viel Ehre für ein Buch, das... Ich schob den Bleistift zwischen meine Lippen. Jetzt mußte etwas Treffendes kommen. Ich stellte mir Bahrings Gesicht beim Lesen des Artikels vor, trotzdem fiel mir nichts ein. Es machte weniger Spaß, als ich erwartet hatte. (S. 11f)

Sebastian Zöllner, einunddreißig Jahre alt, studierter Kunstgeschichtler, schlägt sich mit Gelegenheitsartikeln für verschiedene Journale durch. Während der Fahrt mit einer Regionalbahn in die Bergeinsamkeit schreibt er an einem Verriss eines Buches des Konkurrenten Hans Baring über den Maler Georges Braque und ringt dabei mit möglichst vernichtenden Formulierungen.

Er selbst projiziert ein recht ähnliches Werk, und zwar über den greisen, erblindeten Maler Manuel Kaminski, der zusammen mit seiner Tochter Miriam, fünfundvierzig, in einem „Turm“ genannten Hof auf einem Berg lebt.

Nach einem mühsamen Aufstieg über einen Fußpfad – die Straße haben ihm die Einheimischen nicht gewiesen – und der Überwindung zweier formidabler Hindernisse in Form der Tochter und der Haushälterin trifft er den Malerriesen Kaminski, der sich als kleiner, dicker Mann entpuppt.

„[...] Sie sind mein Biograph?“

„Ich bin Journalist“, sagte ich, „schreibe für mehrere große Zeitungen. Zur Zeit arbeite ich an Ihrer Lebensgeschichte. Ich habe noch ein paar Fragen, von mir aus können wir morgen anfangen.“

„Artikel?“ Er hob eine seiner riesigen Hände und strich sich über das Gesicht. Seine Kiefer bewegten sich. „Morgen?“

„Vor allem werden Sie mit mir arbeiten“, sagte Miriam. „Er braucht Ruhe.“

„Ich brauche keine Ruhe“, sagte er.

Ihre andere Hand legte sich auf seine andere Schulter, sie lächelte mich über seinen Kopf hinweg an. „Die Ärzte sehen das anders.“

„Ich bin für jede Hilfe dankbar“, sagte ich vorsichtig.

„Aber natürlich ist Ihr Vater der wichtigste Gesprächspartner. Die Quelle schlechthin.“

„Ich bin die Quelle schlechthin“, sagte er. (S. 22f)

Miriam hat über Sebastians Verleger schon von dessen Vorhaben erfahren.

„Wir sind froh, daß Sie diese Arbeit übernehmen“, sagte Miriam, „es gab mehrere Anfragen, aber...“

„So viele gab es nicht“, sagte Kaminski.

„...Ihr Verleger hat Sie sehr empfohlen. Er hält viel von Ihnen.“

Das war schwer zu glauben. Ich war Knut Megelbach nur einmal in seinem Büro begegnet. Er war händeringend auf und ab gegangen, hatte mit der einen Hand Bücher aus dem Regal genommen und wieder zurückgestellt, mit der anderen das Kleingeld in seiner Hosentasche klimpern lassen. Ich hatte von der bevorstehenden Kaminski-Renaissance gesprochen: Neue Dissertationen würden geschrieben, das Centre

Pompidou bereite eine Sonderausstellung vor, und da sei auch der dokumentarische Wert seiner Erinnerungen, man dürfe nicht vergessen, was er noch gesehen, wen er gekannt habe; Matisse sei sein Lehrer, Picasso sein Freund, Richard Rieming, der große Dichter, sein Ziehvater gewesen. Ich sei gut mit Kaminski bekannt, eigentlich sogar befreundet, es bestehe kein Zweifel, daß er freimütig mit mir sprechen würde. Bloß eine Kleinigkeit fehle noch, dann würde alles Interesse sich ihm zuwenden, die Illustrierten würden über ihn schreiben, der Preis seiner Bilder würde steigen und die Biographie ein sicherer Erfolg. „Und was ist das?“ hatte Megelbach gefragt. „Was fehlt?“ – „Er muß natürlich sterben.“ -Eine Weile war Megelbach auf und ab gegangen und hatte nachgedacht. Dann war er stehen geblieben, hatte mich lächelnd angesehen und genickt. (S. 23f)

Manuel Kaminski war einmal trotz der Protektion, die er durch berühmte Kollegen genoss, relativ unbekannt, bis er durch

glückliche, im Nebel liegende Umstände ins Rampenlicht des Ruhms gelangte. Mittlerweile ist er fast blind und bereits wieder vergessen; nur sein Tod, so Sebastians Verleger Knut Megelbach, könnte das Interesse der Öffentlich für eine Biographie wecken. Da dieses Ereignis möglicherweise bald bevorstünde, müsse sich Sebastian mit seinem Werk besser beeilen.

Als Miriam ihren Vater für einige Tage in den Händen der treuen Haushälterin zurücklassen muss und selbige gegen Entlohnung Sebastian verspricht, für vierundzwanzig Stunden ebenfalls das Weite zu suchen, ergreift Sebastian trotz seines chronischen Geldmangels die Gelegenheit, Kaminskis Arbeitszimmer und Unterlagen aufs Genaueste zu durchforschen.

Womit er nicht gerechnet hat, ist die Tatsache, dass Kaminski seinen Plan sehr wohl durchschaut hat und die Gelegenheit nutzt, Sebastian zu einer Fahrt in einem entwendeten Automobil zu nötigen, um eine alte, lange zurückliegende Liebe zu besuchen.

Ich und Kaminski ist eine grelle Satire über den Kunstbetrieb. Im Mittelpunkt

steht ein durch und durch egoistischer, zwar gebildeter aber dennoch geistig beschränkter Icherzähler.

Die Tür öffnete sich, eine Assistentin mit enger Bluse kam herein und legte ein beschriebenes Blatt hin; Bogovic betrachtete es ein paar Sekunden, dann legte er es weg. Ich sah sie an und lächelte, sie sah weg, aber ich bemerkte doch, daß ich ihr gefiel. Sie war rührend schüchtern. Als sie hinausging, lehnte ich mich unauffällig zur Seite, damit sie mich im Gehen streifte, aber sie wich aus. Ich zwinkerte Bogovic zu, er runzelte die Stirn. Wahrscheinlich war er homosexuell. (S. 55)

Hier erleben wir Sebastian, wie er noch vor dem Besuch bei Kaminski zum Zweck der Materialsammlung Menschen kontaktiert, die den Maler zu besseren Zeiten kannten. Dass er sich in diesem Bericht als krasser Sexist outet, fällt ihm nicht einmal auf, so sehr ist er von sich eingenommen.

„Was halten Sie eigentlich von seinen Bildern?“ Professor Mehring sah mich aufmerksam über den Rand seiner Brille an.

„Zunächst zuviel Technik und zuwenig Gefühl“, sagte ich. „Später umgekehrt.“

„Das sagt Komenew auch. Aber ich halte es für falsch.“

„Ich auch“, sagte ich schnell. „Ein schlimmes Vorurteil!“

„Und Komenew hat vor zwanzig Jahren ganz anders geklungen. Aber damals war Kaminski in Mode. Ich habe ihn vor einem Jahr an der Hochschule durchgenommen. Die Studenten waren begeistert. Ich glaube auch, daß seinem Spätwerk Unrecht geschehen ist. Die Zeit wird das in Ordnung bringen.“
(S. 53)

Eine eigene Meinung zu dem Werk von Kaminski scheint Sebastian nicht zu haben, denn er gibt schamlos eine Äußerung von Komenew wieder, die er von diesem gehört hat. Als Mehring das Gegenteil postuliert, dreht sich Sebastian so schnell es nur geht.

Das wirft nicht nur ein äußerst schlechtes Licht sowohl auf seinen Kunstverstand als auch auf seinen Charakter, sondern entlarvt ihn auch als Dummkopf, denn Mehring musste wie jedem halbwegs klugen Menschen diese kriecherische Halswendung ja aufgefallen sein.

Die Frage ist nun, was uns Daniel Kehlmann mit *Ich und Kaminski* mitteilen will. Von Biographen, Kunstkritikern und Journalisten scheint er nicht viel zu halten, wenn Sebastian als Musterbeispiel für diese Gattung gelten soll.

Außerdem stellt der Roman eine nicht sehr vorteilhafte Analyse des Kunstbetriebes dar. Eine objektive Wägung des Wertes eines Kunstwerks gibt es nicht, weshalb der Ruhm eines Künstlers auf äußeren Fakten beruht: Was denken die Kollegen von ihm, die Galeristen, die Journalisten, die Kunstkritiker? Wie gut passt sein Werk in die Strömungen der Zeit? Hat der Künstler eine interessante Lebensgeschichte, besitzt er eine faszinierende Persönlichkeit, geben seine Werke Raum für aktuell favorisierte gesellschaftliche Interpretationen? Am Beispiel Kaminskis sieht man, wie ein Maler

aus nicht wirklich nachvollziehbaren Gründen zum Star aufsteigt und dann, als sich die Mode und die Gesellschaft wandelt, wieder in Vergessenheit versinkt. Welche malerische Qualität Kaminskis Werk hat, ist reine Nebensache.

Die Frage ist, ob sich Daniel Kehlmann wirklich so sehr für die Kunstszene interessiert oder ob ihm nicht eher der Literaturbetrieb gegen den Strich gegangen ist, er sich aber nicht gänzlich in die Nesseln setzen wollte und daher über ein anderes Kunstgenre schrieb? Wie auch immer, es ist ihm ein eminent lesenswerter und einsichtsvoller Roman gelungen.

Allerdings scheint dem Autor so gegen Mitte des Werkes bewusst geworden zu sein, dass man mit Satire allein einen Roman nicht bestreiten kann. Daher schwenkt er um zu einem Entwicklungsroman: Selbst bei Sebastians Charakter ist Hopfen und Malz noch nicht verloren, so dass er sich unter der altersschwachen, aber willensstarken Hand von Kaminski zu einem womöglich sogar vernünftigen, zumindest aber erträglichen Mitmenschen weiterent-

wickelt. Leider ist dieser Teil des Romans nicht ganz so faszinierend wie sein Anfang.

Susanna Kaysen
Der Mann ohne Seele
Roman

ro
ro
ro



neue frau

Susanna Kaysen

Der Mann ohne Seele

(Asa, As I Knew Him, 1987)

rororo 13 365 (TB 158 S./DM 8,80)

Reinbek bei Hamburg 1988

**Aus dem Amerikanischen von Angela
Prasent**

Genre: Drama

Asa betritt einen Raum mit gekreuzten Armen. Er gleitet seitwärts herein und stellt sich an der Wand in Positur. Er wirkt wie auf einer Cocktailparty, auf der er lieber nicht wäre. Betritt jedoch jemand einen Raum, in dem er sich bereits eingerichtet hat (mit verschränkten Armen an der Wand oder in seinem eigenen Büro in dem roten Sessel, die langen Füße auf der zweiten Strebe seines Schreibmaschinentisches), dann wird er gastfreundlich: er nimmt die Arme von der Brust. Steht er an der Wand, so macht er das Kreuz hohl und preßt die Schultern gegen die Tapete. Diese Bewegung entfaltet seinen Brustkorb, der breit und wohlgepolstert ist,

und läßt die Rippenbögen sich unter dem Hemd abzeichnen.

Asas Hemden sind blau oder weiß. Asas Augen passen zu seinen Hemden. An blauhemdigen Tagen strahlen seine blauen Augen ein treffsicheres Kobalt durch die holzgetäfelten Flure; er hat die satte Aura eines gutaussehenden Mannes. Weiße Hemden löschen seine Züge, so daß sein Gesicht zu einer weißen Schale wird, in der zwei dunkle Murmeln liegen. An weißhemdigen Tagen ist er ausdruckslos, ein lebensgroßes Foto seiner selbst, aufgenommen in einem öden Augenblick. (S. 7)

Die Icherzählerin Dinah verliebt sich in einen älteren Manager namens Asa.

Vielleicht kann ich es nicht erklären. Als ich mich in Asa verliebte, vergaß ich, daß er keine Seele besaß. Nein, das nicht: Ich glaubte, er habe eine unterentwickelte Seele, die in seiner Vorstellung dahinkümmerte, er besäße keine, und die ich zu einem mythischen Tier aufpäppeln würde: dem Yankee mit

Blut. Ich wollte ihm dieses Geschenk machen, die Leidenschaft. Ich wollte ihn lebendig machen. Aber er widerstand mir; er verwandelte mich sogar für eine Weile in jemanden wie ihn. Alle Liebenden machen diese Erfahrung, daß der Stärkere den Schwächeren sich anverwandelt und ihn oder sie verändert ausspuckt, aber ich hatte mich für den Stärkeren gehalten. Ich bin es jetzt. Er ist immer noch blutlos; ich habe ihn überlebt. Ich habe es überlebt, wie er zu werden. Den letzten mühseligen Verwandlungsversuch unternehme ich, indem ich dies schreibe. Aus seinen langen, bleichen Gliedern werde ich durch Worte einen Menschen aus Fleisch und Blut schaffen. Wenn ich scheitere, ist es nicht zu leisten. Er sitzt auf der andern Seite der Stadt in seinem roten Sessel und tut mich ab; ich bin seine glücklichen Erinnerungen. Aber steckt da nicht doch noch etwas Heißes in ihm, ein schwelender Zweig, den ich zurückgelassen habe, den diese Seiten zu Feuer entfachen können? (S. 13f)

Der Mann ohne Seele beschreibt analytisch die Liebesbeziehung einer sensiblen Frau zu einem Mann ohne Seele, was bedeuten, dass dieser zu keinen tieferen Gefühlen fähig ist. Die Ich ErzählerIn muss im Lauf der Zeit lernen, dass es nicht möglich ist, einen solchen Menschen weiterzuentwickeln.

E. S. Gardner – A.A. FAIR

Der schweigende Mund

KRIMINALROMAN



ULLSTEIN BÜCHER

*Fair, A. A.: Schweigende Mund

A. A. Fair [Erle Stanley Gardner, 1889–1970]

Donald Lam & Bertha Cool 11: Der schweigende Mund

(Fools Die on Friday, 1947)

Ullstein 00 734 (TB 224 S./DM 2,40)

Frankfurt/M. 1965

Aus dem Amerikanischen von Karl Winter

Genre: Krimi

„Nun, worum handelt es sich?“

„Sie heißt Beatrice Ballwin.“

„Das hast du mir vorhin schon gesagt.“

„Sie hat einen Onkel – Gerald Ballwin. Er ist Grundstücksmakler. Daphne, seine Frau, will ihn vergiften. Er ahnt von nichts. Wir sollen Zeit gewinnen helfen und ihr einen Schreck einjagen.“

Ich blies den Rauch durch die Nasenlöcher. „Wohnt sie bei ihrem Onkel?“

„Nein, sie hat eine eigene Wohnung. Sie ist mit irgendwelchen Recherchen beschäftigt, aber sie sagt, wir sollen sie

unter keinen Umständen in ihrer Wohnung anrufen, weil sie eine sehr neugierige und recht mißtrauische Mitbewohnerin hat.“

„Und wie können wir sie dann erreichen?“

„Überhaupt nicht. Sie wird uns anrufen. Aber falls irgend etwas Dringendes vorfallen sollte, dann können wir Gerald Ballwins Wohnung anrufen und ausrichten, daß Mrs. Ballwins Sekretärin zu einer Anprobe ihres Kostüms kommen soll. Sie sagt, daß ihr diese Nachricht bestellt würde und daß sie dann wüßte, was das bedeutet.“

„Und wie sollen wir verhindern, daß dieser Ballwin vergiftet wird?“

„Wie zum Teufel soll ich das wissen? Das fällt in dein Ressort, Donald.“

„Okay, ich werd mir's überlegen“, sagte ich, ging in mein Büro zurück und schlug die Sportseite der Morgenzeitung auf. (S. 12)

„Well, what's it all about?“

„Her name's Beatrice Ballwin.“

„You told me that before.“

„Her uncle is Gerald Ballwin. He’s in some sort of a real estate business. His wife Daphne is going to poison him. He doesn’t suspect anything. We’re to stall for time and scare the wife.“

I blew smoke out through my nostrils. „She lives in the house with her uncle?“

„No. She has an apartment of her own. She does some sort of research work, but she says we aren’t, under any circumstances, to call her at her apartment because she has a roommate who is very curious and very suspicious.

„How do we get in touch with her?“

“We aren’t supposed to. She’s going to call us. But if anything should happen, if there should be any emergency, she says that we can call Gerald Ballwin’s house and that Mrs. Ballwin’s secretary come in at once for another fitting on her suit. She says she’ll get that message and understand what it means.“

„Just how are we going to go about keeping this Ballwin guy from getting cramps?“ I asked.

„How the hell should I know? That's in your department, Donald.“

„Okay. I'll do some thinking,“ I said, and went back to my own office and opened the morning newspaper to the sporting section.

Bertha Cool und Donald Lam betreiben eine mittelmäßig erfolgreiche Detektivagentur in Los Angeles, wobei Bertha mehr am Geldscheffeln und Donald mehr am Lösen kniffliger Fälle interessiert ist.

Eben hat Bertha eine neue Klientin namens Beatrice Ballwin geangelt, der Nichte des erfolgreichen Grundstücksmaklers Gerald Ballwin. Beatrice behauptet, Daphne wolle Gerald vergiften, und will Cool & Lam engagieren, um dieses zu verhindern. Donald ist bewusst, dass es unmöglich ist, einen Giftmord im Familienmilieu zu verhindern, aber Bertha ist das egal, solange Carlotta Geld auf den Tisch legt.

Donald gibt sich bei Ballwins Firma als Kaufinteressent aus und wird sogleich in der Abwesenheit des Chefs von der Sekretärin Ethel Worley beraten.

Ethel Worley sah mich mit flehenden Augen an. „Bitte, gedulden Sie sich noch einen Augenblick, Mr. Lam. Ich bin davon überzeugt, daß gleich einer unserer Verkäufer kommen wird.“

„Auf geht's“, sagte Keetley, „steigen Sie in mein Auto. Ich werde Ihnen die Gegend zeigen. Wie war Ihr Name? Lam?“

Ethel Worley sagte kalt: „Das ist nicht nötig, Mr. Keetley. Es wird gleich ein Herr hier sein.“

„Woher wissen Sie das?“ fragte Keetley. „Auf welcher Hochschule für Telepathie haben Sie Ihre Prüfung abgelegt? Benutzen Sie dabei das Morse-Alphabet, oder haben Sie blitzartige Erleuchtungen?“

Sie funkelte ihn an.

Keetley sagte: „Achten Sie darauf, daß Ihr Blutdruck nicht zu hoch wird. Sie werden in letzter Zeit ein bißchen rundlich, mein Pfirsich. Ihr Gürtel sitzt reichlich stramm heute morgen. Gerald liebt zwar das Mollige, und Ihr Pullover ist großartig, aber ... Nun gut, kommen Sie, Lam, steigen Sie ein. Ich habe einen

Plan von den Bauplätzen und bin auch über die Preise im Bilde.“

„Aber Sie wissen nicht, welche Grundstücke schon verkauft sind“, sagte Ethel Worley. „Sie haben von der ganzen Sache keine Ahnung. Sie wissen nicht einmal...“

„Regen Sie sich nicht auf“, sagte Keetley. „Das bekommt Ihnen nicht. Hat mich der liebe Gerald nicht neulich über die Pflichten eines Grundstücksverkäufers unterrichtet? Hat er mir nicht sogar nahegelegt, für ihn zu arbeiten?“

„Und hat er Ihnen nicht auch nahegelegt, die Arbeit wieder aufzugeben?“ brauste Ethel Worley auf. (S. 18f)

Ethel Worley's eyes looked beseechingly at me. „Please wait just a few moments, Mr. Lam. I'm certain one of the salesmen will show up.“

„Hell,“ Keetley said, „climb in the car. I'll show you around. What's your name? Lam?“

Ethel Worley said, coldly, ‘ „That's not at all necessary, Mr. Keetley. One of the salesmen will be here any minute-“

„How do you know?“ Keetley asked. „What school of telepathy did you graduate from? Do you take the Morse code, or does the stuff just come to you in flashes?“

She glared at him.

Keetley said, „Don't run up your blood pressure. I think you're getting fat, Grapefruit. Your girdle looks a little tight this morning. Gerald likes curves, and your sweater is great, but – Well, come on, Lam, get in the car. I've got a map of the place here somewhere with a key to all prices and –“

„You don't know what lots have been sold,“ Ethel Worley said. „You don't know a thing about it. You haven't kept up with –“

„Now don't get yourself in an uproar,“ Keetley said. „It's bad for you. Didn't dear Gerald brief me on my duties as a real estate salesman? Didn't he suggest I come up here and go to work?“

„And didn't he also suggest that you quit?“ Ethel Worley flared.

Zufälligerweise taucht Carl Keetley, der Bruder von Gerald Baldwins verstorbener erster Frau, auf, und entbietet sich, Donald die zur Verfügung stehenden Grundstücke zu zeigen. Ethel Worley will das um jeden Preis verhindern, weil sie genau weiß, was jetzt passieren wird: Der Trunkenbold Carl wird ungeschminkt die Nachteile sämtlicher Parzellen vorführen, weil es ihm offenbar Freude macht, seinem Ex-Schwager zu schaden.

Bei der Rückkehr der Beiden ist Gerald wieder anwesend, und Carl, der offenbar sein Geld mit Pferdewetten durchbringt, haut Gerald um zwanzig Dollar an, die er auch bekommt. Doch nur Donald bemerkt, dass Carl den Schein an ein dickes Bündel von Dollarnoten anheftet – offenbar gibt Carl die Geldnot nur vor, aus bislang unbekanntem Gründen. Gegenüber Donald behauptet Carl gar, dass Gerald krumme Geschäfte macht.

Donald wiederum findet heraus, dass die vorgebliche Beatrice Ballwin in Wirklichkeit Carlotta Hanford heißt und bei Daphne als Sekretärin angestellt ist. Weiterhin erfährt er, dass Gerald aus finanztechnischen

Gründen sein Vermögen an seine Frau Daphne überschrieben hat, doch jetzt das Geld wieder zurückhaben will, was durchaus für Daphne ein Motiv sein könnte, Gerald zu vergiften. Außerdem hört Donald von Carl, dass Daphne angeblich dessen Schwester Anita, die erste Frau von Gerald, vergiftet haben soll, um sich selbst den nun reichen Gerald angeln zu können. Ungeklärt ist jedoch die wesentliche Frau, wer der nicht gerade begüterten Carlotta das Geld gegeben hat, um Cool & Lam zu bezahlen.

Die Angelegenheit kommt schließlich richtig ins Rollen, als Gerald mit Arsenvergiftung ins Krankenhaus eingeliefert wird und Daphne spurlos verschwunden ist.

Der schweigende Mund ist, wie nicht anders von Erle Stanley Gardner zu erwarten, sowohl unterhaltsam als auch spannend und nicht zuletzt verwickelt.

Darüberhinaus kann man aus diesem Roman so Etliches für das Leben lernen. Hier erklärte Bertha Cool gerade die Probleme, nicht nur tüchtiges, sondern auch arbeitswilliges Personal zu bekommen.

Als ich in unserem Büro ankam, war Bertha gerade dabei, die Post zu unterschreiben.

„Hallo, Donald, Liebling“, sagte sie. „Du hast doch gearbeitet, nicht wahr?“

„Was dachtest du?“

Sie reichte der Sekretärin die Postmappe und sagte: „Kuvertieren Sie die Briefe und achten Sie bitte darauf, daß alle in die richtigen Umschläge kommen und daß auch vorschriftsmäßig frankiert wird. Ich möchte, daß sie alle noch mit der Nachmittagspost weggehen. Haben Sie verstanden?“

„Ja, Mrs. Cool.“

Bertha nickte ihr mit einem mechanischen Lächeln zu. Die Sekretärin verließ das Zimmer, und Bertha wandte sich mir zu.

Ich sagte: „Meinst du, sie wüßte ohne deine präzise Anweisung nicht, was sie mit den Briefen anfangen sollte?“

„Jetzt weiß sie es wenigstens ganz genau“, sagte Bertha bissig. „Du erzählst ihr das doch jedesmal, wenn du ihr die unterschriebene Post übergibst.“

„Man muß es ihnen immer wieder einhämmern“, sagte Bertha, „Mein Lieber, du hast ja keine Ahnung, was sich heutzutage Sekretärin nennt. Diese kleinen Schlampen machen ihre Arbeit im Halbschlaf und denken dabei die ganze Zeit an ihre privaten Angelegenheiten. Tippen nebenbei ein bißchen auf der Schreibmaschine, weil sie Geld zum Leben brauchen. Sagt man nur ein einziges unfreundliches Wort zu ihnen, dann schmeißen sie den Kram einfach hin und lassen dich aufsitzen. Die Arbeitsvermittlung schickt dir eine andere, die genauso oder noch schlechter ist. Die Weggelaufene übernimmt sofort eine Stellung, die eine Dritte gerade verlassen hat. Die können mir alle gestohlen bleiben. Sie kommen sich so unheimlich wichtig vor wie ein gewählter Politiker am Morgen nach der Wahl.“

Ich sagte: „Das alte Gesetz von Angebot und Nachfrage.“ (S. 43f)

When I reached the office, Bertha was signing the mail on her desk.

„Hello, Donald dear,“ she said. „You’ve been working, haven’t you?“

I nodded.

She handed the letters to her secretary, said, „Get these all folded. Be sure you get them in the right envelopes, and be sure each envelope is stamped with the proper amount of postage. I want them all to go in the afternoon mail. Do you understand?“

„Yes, Mrs. Cool.“

Bertha nodded, gave a perfunctory smile, and turned to me as the secretary went out.

I said, „Don’t you suppose she knows what to do with letters?“

„She does now,“ Bertha snapped.

„You tell her that every time you send out mail.“

„You have to tell ‘em over and over,“ Bertha said. „My God, I don’t know what’s happened to office help these days. The damn little trollops go about their work in a hall-daze, thinking about their own affairs all the time, just making motions on a typewriter to get a little dough because they have to live.

Say an unkind word to the little tramps and they flounce out of the office and leave you flat. The employment agency sends over someone else that's just as bad as the one that left, and the one that left goes to some place someone else has flounced out of. Damn 'em. They're as independent as a politician the morning after election.“

I said, „It's the old law of supply and demand.“

Das nächste Zitat ist ein Beispiel für Gardner's hintergründige Ironie.

„Und was hast du herausgefunden?“

„Daß unsere Klientin nicht Beatrice Ballwin ist. Sie heißt Carlotta Hanford und ist die Sekretärin von Mrs. Ballwin.“

„Und warum hat sie uns belogen?“

„Dafür gibt es ein halbes Dutzend Gründe.“

„Gut, sag mir einen.“

„Sie kann ihre Brötchengeberin nicht ausstehen.“

„Wer könnte das je?“ fragte Bertha gereizt. „Schau dir meine Sekretärin an.“

Du meine Güte. Ich zahle ihr doppelt so viel, wie ihre Arbeit wert ist, und trotzdem würde ich sogar hoch darauf wetten, daß sie mich verabscheut.“

Ich sagte gar nichts. (S. 44)

„What have you found out?“

„Our client isn't Beatrice Ballwin. She's Carlotta Hanford, secretary to Daphne Ballwin.“

„What did she lie to us for?“

„It could have been anyone of half a dozen things.“

„Well, name one.“

„She doesn't like the woman she's working for.“

„Who the hell does?“ Bertha snapped. „Look at this secretary I've got. My God, I'm paying her twice what she's worth and I'll bet even money she hates my guts.“

I didn't say anything.

Donald tut auch gut daran, nichts zu sagen, denn seine bestimmende Teilhaberin Bertha ist so ziemlich die unsympathischste Person weit und breit.

Und hier erläutert uns Bertha die Notwendigkeit einer Detektivagentur, Gewinn zu machen.

„Die Recherchen sind deine Angelegenheit, ich Sorge für die Finanzen. Gerade jetzt denkt Bertha darüber nach, wie sie die kleine Heuchlerin mit den beiden Namen dazu bringen kann, mehr Geld auszuspucken.“

„Das wird nicht so ganz einfach sein“, sagte ich. „Wirklich nicht. Du hast doch schon eine finanzielle Abmachung mit ihr getroffen.“

„Einfach?“ fuhr Bertha mich an. „Was verstehst du schon von Geldangelegenheiten? Du wirfst mit dem Geld um dich wie ein nasser Hund, der sich schüttelt und dabei die Möbel bespritzt. Du würdest noch nicht einmal Saft aus einer Wassermelone drücken können. Ich dagegen habe mein Leben darauf verwandt, Blut aus Zuckerrüben zu pressen. Mach, daß du hier ‘rauskommst, und laß mich nachdenken.“ (S. 46)

„You run the investigating end of the business, and I'll run the financial end. Right now Bertha's trying to think of some way to get that two-faced little hypocrite in a position where she has to pungle up more money.“

„That may not be easy,“ I said. „I don't think it will be; you've already made the financial arrangements.“

„Easy?“ Bertha snapped at me. „What the hell do you know about finances? You throw money around like a dog that's been out in the rain shakes rain-drops all over the furniture. You couldn't get juice out of a watermelon. I've put in my whole life getting blood out of turnips. Get out of here and let Bertha think.“



Siobhan McDermott [1985–]

Paper Dragons 1: Der Aufstieg des Zweiten Schattens

(The Fight for the Hidden Realm, 2024)

Loewe (HC 446 S./€ 16,95)

Bindlach 2025

Aus dem Englischen von Maren Illinger

Illustriert von Yuzhen Cai

Genre: Fantasy

Der Brief fiel ihr aus den Händen.

Hinter ihr ertönte das Klirren des gläsernen Drachen, und der Raum füllte sich mit sanftem, perlmuttgänzendem Licht. Der oberste Glasmacher trat ein, dicht gefolgt von einem zweiten Mann, aber Zhi Ging nahm sie kaum wahr. Ihre Augen waren wie festgefroren an dem Brief am Boden.

In dem nun hellen Raum war der Name auf dem Papier nicht zu übersehen. Außer diesem Namen gab es nichts. Die Person, die als Schatten auserwählt worden war und der eine Chance auf Unsterblichkeit versprochen wurde, blinkte ihr von der weißen Seite entgegen:

Iridill (S. 22f)

Auf dem kleinen Kontinent Weng Yuen liegt das Dorf Fei Chui, das für seine magischen Glasschmiede bekannt ist. Hier lebt die junge Waise Zhi Ging, die von der Dorfheilerin Aapau als Säugling aufgenommen und großgezogen wurde.

Momentan musste Aapau das Dorf verlassen, so dass Fei Chui ganz auf sich allein gestellt ist, was in dem Dorf, das Fremde zutiefst verabscheut, in großes Problem darstellt.

Einmal im Jahr kommt der Schattensucher Reishi vorbei, um das magisch begabteste Mädchen nach Hok Woh mitzunehmen, wo es von den Cyo B'ahon ausgebildet wird. Zhi Ging hatte so sehr gehofft, dass sie die Auserwählte sein würde, aber nein, es ist Iridill, die Tochter des Obersten Glasschmieds. Und Zhi Ging lässt sich auch noch dabei erwischen, wie sie unerlaubt in das Haus des Obersten Glasschmieds eindringt und den Brief des Schattensuchers liest.

Iridills Mund verzog sich zu einer wütenden Linie. „Wag es nicht, dich mit ihm zu vergleichen!“, schnitt sie Zhi Ging das Wort ab. „Wenn du nicht im Postrohr ersäufst, hoffe ich, dass der Fui Gwai dich erwischt.“ Sie beugte sich vor und sah mit Freude die plötzliche Angst in Zhi Gings Augen. „Ich habe gehört, dass der Geist damit begonnen hat, die Dörfer unter dem Wolkenmeer zu plündern und noch mehr Menschen in willenlose Besessene zu verwandeln. Im Postrohr wirst du leichte Beute für ihn sein.“

„Was ist hier los?“

Die beiden Mädchen wirbelten herum und sahen einen älteren Glasschmied auf sie zu marschieren.

„Murrine!“, japste Iridill mit zitternder Unterlippe, als hätte sie schreckliche Angst. „Hohlbir ... Zhi Ging hat gedroht, den Fui Gwai zu beschwören und alle Glasschmiede zu verfluchen. Sie ist so neidisch, weil ich als Schatten ausgewählt wurde, dass sie das ganze Dorf bestrafen will!“ (S. 30)

Als wäre es nicht genug, als Einbrecherin ertappt zu werden, verleumdet Iridill unsere Heldin auch noch als Dämonenbeschwörerin, was ihren sicheren Tod bedeutet.

Aber Zhi Ging hat Glück, indem sie den verschwundenen, äußerst wichtigen Jadestein des Schattensuchers findet und diesen damit für sich gewinnt. Allerdings wird sie kurz darauf von einem Drachen angegriffen, kann sich jedoch durch ein magisches weißes Band retten, ja, sie kann sogar die eigentlich unsichtbaren Luftschienen erscheinen lassen. So kommt es, dass der unsterbliche Schattensucher Reishi in all den Jahrhunderten seines Lebens zum ersten Mal eine Ausnahme macht und einen Zweiten Schatten ernennt: Zhi Ging.

Der Aufstieg des Zweiten Schattens sprudelt überreich an phantastischen Einfällen, so dass der Leser fast auf jeder Seite von etwas Neuem, Unerwarteten überrascht wird.

Die Autorin Siobhan McDermott ist die Tochter einer chinesischen Mutter und eines irischen Vaters. Sie wurde in Hongkong geboren und lebt jetzt in England, wo sie mit dem vorliegenden Roman, der weit aus

der chinesischen Mythologie schöpft, ihr Debüt als Schriftstellerin geliefert hat.



***Michaela, Antonia: Solange die Nachtigall singt**

Antonia Michaelis [1979–]
Solange die Nachtigall singt
Oetinger (HC 448 S./€ 16,95)
Hamburg 2012
Genre: Phantastik

Etwas war geschehen.

Der Wald war zu still, die Blätter der hohen Buchen schienen zu zittern, als kostete es sie beinahe übermäßige Anstrengung, sich nicht zu rühren, als wollten die Bäume ihre rauschenden Stimmen zu einem Schrei erheben. Etwas war geschehen.

Er wusste nicht, was. Er war nur ein Betrachter. Er stand reglos, kaum atmend, ließ seinen Blick über das Grün der Blätter gleiten ... Und dann sah er die Tiere. Auch sie waren zu still, in der Bewegung eingefroren, verharrend in einem Schritt, dem Heben eines Kopfes, dem lauschenden Aufstellen wachsamer Ohren. Da war ein Hirsch, halb verborgen im Schatten eines entwurzelten al-

ten Baumes. Da war ein kleiner grauer Vogel, hoch in den Ästen einer Eiche. Da war ein Fuchs, ein schlanker roter Schemen im Unterholz: erstarrt, als hätte er etwas gehört, was er nicht hatte hören wollen.

Etwas war geschehen. (S. 7)

Jari Cizek ist achtzehn Jahre alt und hat eben die Gesellenprüfung bestanden. Nun will er sich drei Wochen Urlaub gönnen, in denen er in den Wäldern von Deutschland, Tschechien und Polen wandert.

Hier steht er gerade in einer Galerie und bewundert ein Gemälde, das einen Wald mit Tieren darstellt – es übt auf ihn eine schier hypnotische Faszination aus.

In der Galerie beobachtet er eine behinderte junge Frau.

Er betrachtete noch immer das Mädchen. Sie war aufgestanden und bückte sich über einen großen Rucksack, den sie umständlich schloss. Etwas mit ihrem Rücken stimmte nicht. Unter dem verblichenen Kleid und der alten Strickjacke zeichnete sich deutlich ein Buckel

ab. Die Wirbelsäule des Mädchens war verkrümmt, die Rippen wölbten sich auf der einen Seite hervor.

Jari sah jetzt auch ihre Schuhe, klobige schwarze Schuhe mit offensichtlich unterschiedlich hohen Sohlen, wohl um die Asymmetrie des geschundenen Körpers auszugleichen. Die dünnen Arme, die aus der Strickjacke ragten, der dünne Hals und das schmale Gesicht passten nicht zum plumpen Rest der Gestalt; nichts, gar nichts passte zusammen. Um den Kopf hatte sie ein schwarz-grau gemustertes Tuch geschlungen, das selbst Jaris Mutter zu altmodisch gewesen wäre. Vorn ragten ein paar kurze, strohig blonde Haarsträhnen darunter hervor. (S. 14)

Die junge Frau legt sich eine Kiepe an, in der sie, wie die Galeristin erklärt, ihre Gemälde transportiert hat: Sie ist keine Andere als die Schöpferin jener Bilder, die Jari so unendlich fasziniert haben. Da Beide den gleichen Weg haben – sie wollen über die „Sturmhöhe“ zum „Großen Bären“ –, bietet Jari an, das Mädchen zu begleiten.

Warum rief er ihr nach? Warum ließ er sie nicht gehen, trödelte, wartete, bis er allein war mit dem hohen Himmel und den Bergen? War das nicht sein Plan gewesen? Was wollte er mit diesem verkrüppelten Mädchen? Da war etwas in ihrem Blick gewesen, das ihn festgehalten hatte. Etwas in ihrer Stimme, dieser hellen Stimme, die so wenig zu dem grauen Kopftuch passte. Etwas, das ihn auf unerklärliche Art faszinierte. (S. 17)

Irgendetwas an der jungen Frau scheint Jari trotz ihres unansehnlichen Äußeren zu fesseln.

Doch da nimmt das Mädchen ihre klobige Brille und das altmodische Kopftuch ab.

Das Haar des Mädchens war lang und glänzend schwarz. Die wenigen strohigen blonden Strähnen hatte sie mit dem Kopftuch gelöst. Ihre Augen waren nicht mehr klein und weit fort, sie waren groß, tief und dunkel, und ehe Jari noch etwas sagen oder denken konnte, hatte sie sich auch die Strickjacke vom

Leib gerissen und ließ das verblichene Kleid zu Boden gleiten. Sie stieg daraus empor wie aus einem Strudel hässlich gemeinen grauen Wassers. Sie war nicht nackt. Sie trug noch ein Kleid unter dem ersten, ein Kleid von der Farbe der Baumrinde im Schatten, tiefbraun und eng an ihrem Körper anliegend. Ihr Körper. Ihr Körper war plötzlich ein anderer. Schlank und biegsam war er, der Rücken gerade, die Haltung aufrecht wie die einer Tänzerin. Unter dem Kleid zeichneten sich beinahe ein wenig zu deutlich ihre Brüste ab. Sie hob die Hände über den Kopf, streckte und dehnte sich wie nach langem Schlaf und schüttelte als Letztes die schweren schwarzen Schuhe ab. Ihre Beine waren genau gleich lang. (S. 21)

Die Behinderung war nichts weiter als eine Verkleidung, unter der sich eine wunderschöne junge Frau herausschält. Sie nennt sich Jascha und bezeichnet Jari als ihren Zeisig, denn Čížek ist das tschechische Wort für diesen Vogel. Als Jari sie seine

Nachtigall nennt, wehrt sie jedoch ab, denn sie fürchtet den Gesang dieses Vogels.

Jascha führt Jari in einen ganz und gar unzugänglichen Teil des Waldes, der von den Einheimischen streng gemieden wird. Hier steht Jaschas Haus, zu dem kein Pfad führt; es sehr alt und groß.

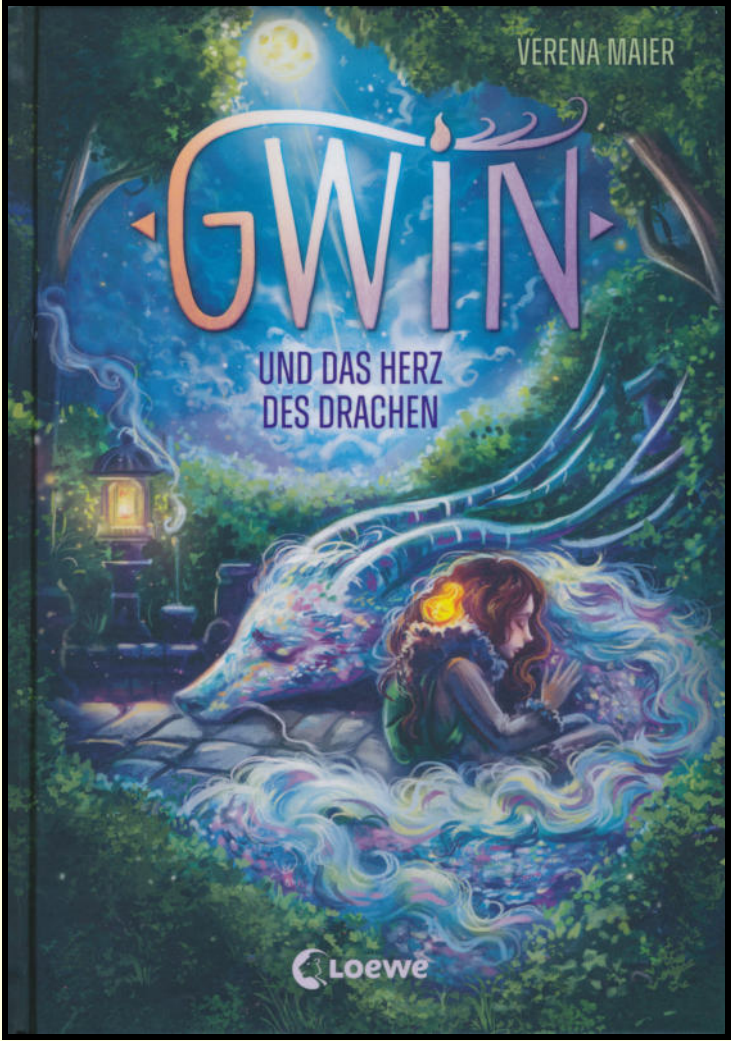
Jari darf bei Jascha übernachten, aber sein Schlaf ist unruhig, denn er hört in der Nacht das Weinen eines kleinen Mädchens im Wald.

Solange die Nachtigall singt verknüpft die reale Gegenwart mit der Welt der Märchen und Sagen. Wölfe und Bären existieren hier; ein Waldmensch; ein kreisrunder, einem Auge gleichender See; eine in Stein gemeißelter Nachruf auf einen Toten; ausgestopfte Tiere, die sich zu bewegen scheinen; Verdoppelungen von Mensch und Tier. Geschehen hier wahrhaftig übernatürliche Dinge? Oder wird Jaris Phantasie in der unheimlichen Umgebung des Hauses überhitzt, angefeuert noch durch die sexuelle Anziehungskraft der jungen Frau? Oder gibt ihm Jascha Tränke aus Pilzen und Kräutern, die seine Wahrnehmung beeinflussen? Dass ihn Jascha im Wald festhalten

will, das ist offensichtlich, wobei sie sein Begehren anfeuert, ihm aber nicht nachgibt.

Das erste Viertel des Roman ist eine im doppelten Sinn wundervolle Erzählung, bei der der Leser völlig im Unklaren darüber gelassen wird, ob die Erlebnisse von Jari nun einen real erklärbaren Hintergrund haben oder ob übernatürliche Elemente hereinspielen, ja, man weiß nicht einmal, ob die Autorin am Ende eine Aufklärung liefern wird oder ob die Geschichte unbestimmt enden wird.

Allerdings ist der Roman viel zu lang und zu repetitiv geraten, so dass sich die Erzählstrategie von Antonie Michaels im Lauf der Handlung immer mehr abnutzt. Auch stellt sich die Frage, ob die Auflösung, die die Autorin am Ende bietet, wirklich die geeignetste ist.



Verena Maier [1992–]

Gwin 1: Gwin und das Herz des Drachen

Loewe (HC 352 S./€ 14,95)

Bindlach 2025

Illustriert von Indiana Acosta

Genre: Phantastik

Herr und Frau Erlstein waren in aller Munde. Sie, ihre dreizehn beheizten Kloschüsseln und ihre diamantbesetzten Salatgabeln. Niemand schien zu wissen, dass noch jemand hinter den goldenen Fenstern schlief.

Vielleicht kümmerte es auch niemanden.

Gwin saß am Fenster, die Stirn gegen die kalte Scheibe gelehnt, und starrte nach draußen in den Regen. Vor dem Zaun sammelte sich das Wasser in schlammigen Pfützen am Straßenrand. Das Herbstlaub klebte wie buntes Kaugummipapier auf dem Asphalt. Eine Spatzenfamilie saß auf dem Fenstersims und zwitscherte dem Unwetter gehörig die Meinung. Drinnen aber war es so still, als hielte das Haus sich die Ohren zu. (S. 10)

Die reichen Erlsteins aus Windstadt haben so viel um die Ohren, dass sie sich nicht um ihre zehnjährige Tochter Gwendolin kümmern können. Das soll für die nächsten Wochen die unausstehliche Tante Edith besorgen. Daher reißt Gwin aus und flüchtet sich bei strömenden Regen auf die Festwiese.

Was, wenn der Regen auch sie, Gwin, einfach fortspülte? Raus aus dieser grauen tauben Welt, in der niemand ihr zuhörte und wo alles über ihren Kopf hinweg entschieden wurde: Welche Kleider sie tragen musste, was sie essen durfte, dass sie nicht in eine normale Schule gehen und normale Freunde haben durfte ... Raus! Und rein in eine andere Welt. Eine, die nur ihr gehörte!

„Und wo mich niemand mehr herumkommandiert“, murmelte sie. „Schon gar nicht Tante Edith. Putz die Stiefel! Polier die Sandalen! Pff, nie wieder würde ich einen Tiegel Schuhcreme in die Hand nehmen.“

„Aber schmutzige Schuhe bringen doch großes Unglück.“

Gwin stutzte. Wer hatte denn da gesprochen?

„Deshalb putzt sich unsereins täglich die Pfoten!“

Ein schwarzer Kater hüpfte leichtfüßig auf die Bank. Um seine Schultern flatterte ein violetter Umhang. Obwohl er im Regen saß, war sein Fell staubtrocken. Die Wassertropfen verpufften einfach, bevor sie ihn berührten! (S. 23f)

Ein sprechender schwarzer Kater stellt sich als Nerowitz der Erste vor, Assistent von Madame Manou. Nerowitz ist so freundlich, Gwin in das Café seiner Meisterin mitzunehmen, wo eine ganze Schar von Gästen raucht und trinkt.

Aber sieht nicht der Ober wie ein Storch aus? Und gleichen nicht die Gäste auch den verschiedensten Tieren?

Ja, tatsächlich, Gwin ist in einem magischen Café gelandet. Erfreulicherweise darf sie auf dem Dachboden übernachten und wird dem Ober als Küchenhilfe und Lehrlinchen zugeteilt, wobei sie beobachten kann, wie dieser für die Gäste zaubert. Sie selbst kann als Mensch allerdings nicht das

Zaubern lernen, das ist nur Tieren wie dem Kater vorbehalten, erklärt der Ober.

„Puh. Ich fürchte nicht, selbst wenn Madame Manou es wollte. Der Oberste Zauberrat hat vor über hundert Jahren ein Gesetz erlassen, das es verbietet, Menschen in der Zauberei zu unterrichten, weißt du? Ohne Ausnahme.“ (S. 59)

Bei einem akuten Notfall darf Gwin allerdings doch beim Zaubern helfen, denn Madame Manou sieht es nicht so eng mit dem Verbot.

Beim Herumstöbern findet Gwin eine Bilderrolle, auf der ein Drache abgebildet ist. Dieser fleht Gwin an, den Drachentanz aufzuführen, was sie auch macht und damit den Drachen, der sich Jun nennt, aus seinem Bildgefängnis befreit. Allerdings hat Gwin gut daran getan, ihre Aktion vor Madame Manou geheim zu halten, denn diese ermahnt sie, sich unbedingt vor Drachen fern zu halten.

Gwin und das Herz des Drachen ist eine amüsante, phantasievolle und anrührende

Geschichte über ein kleines Mädchen, das so gerne Zaubern lernen würde.



HEYNE <

DIANE
SETTERFIELD

DIE
DREIZEHNT
GESCHICHTE

ROMAN

Erstmals im Taschenbuch

Diane Setterfield

Die dreizehnte Geschichte

(The Thirteenth Tale, 2006)

Karl Blessing (HC 526 S./€ 19,95)

München 2007

**Aus dem Englischen von Anke und
Eberhard Kreutzer**

Genre: Drama

Für mich ist Sehen gleichbedeutend mit Lesen. So war es schon immer. Flüchtig ging ich die Dokumente durch. Die Heiratsurkunde meiner Eltern. Ihre Geburtsurkunden. Meine eigene Geburtsurkunde. Rot gedruckt auf cremeweißem Papier. Der Namenszug meines Vaters. Ich faltete sie wieder sorgsam zusammen, legte sie zu den anderen Formularen, die ich bereits gelesen hatte, und wandte mich der nächsten Urkunde zu. Sie war identisch mit meiner Geburtsurkunde. Ich war verwirrt. Wieso sollte ich zwei davon haben?

Dann sah ich es. Derselbe Vater, dieselbe Mutter, dasselbe Geburtsdatum, derselbe Geburtsort, anderer Name.

Was passierte in dem Moment mit mir? In meinem Kopf zerbrach alles in tausend Stücke und setzte sich anders wieder zusammen.

Ich hatte einen Zwilling.

Ich ignorierte den Aufruhr in meinem Kopf und entfaltete mit neugierigen Fingern ein zweites Blatt Papier. Ein Totenschein. Mein Zwilling war tot.

Jetzt wusste ich, was mit mir nicht stimmte.

Auch wenn mich die Entdeckung bestürzte, war ich nicht wirklich überrascht. Denn da war schon immer dieses Gefühl gewesen. Die Gewissheit – zu vertraut, als dass sie je der Worte bedurfte –, dass da etwas war. Eine andere Beschaffenheit der Luft zu meiner Rechten. Eine Verstärkung des Lichts. Etwas Eigentümliches an mir, das leeren Raum in Schwingung versetzte. Mein blasser Schatten. (S. 31f)

Die junge Buchhändlerin Margaret Lea erhält eine Einladung von der greisen, hochberühmten Autorin Vida Winter – ein Pseudonym von Adeline Angelfield –, ihr bei ei-

nem Bericht über die erstaunliche und bislang der Öffentlichkeit völlig unbekannte Geschichte der Angelfields zu helfen.

Margaret begreift nicht ganz, wieso ausgerechnet sie ausersehen wurde, an der Biographie von Vida Winter mitzuarbeiten – bis ihr klar wird, dass sie ebenso wie Vida die Überlebende eines Zwillingspaares ist.

Die dreizehnte Geschichte ist eine interessante Familiengeschichte, gestaltet nach den Vorbildern des neunzehnten Jahrhunderts.

G Erle Stanley Gardner Frühstück für eine Million

... ist ein stolzer Preis.
Dabei ahnt er nicht,
wie teuer er
die Tasse Kaffee
bezahlen muß...



***Gardner, Erle S.: Frühstück für eine Million**

Erle Stanley Gardner [1889–1970]

Doug Selby 7: Frühstück für eine Million

(The D. A. Breaks a Seal, 1946)

Scherz 50 747 (TB 176 S./DM 4,80)

Bern und München 1979, 4. Auflage

Aus dem Amerikanischen von Hans M.

Tilgen

Genre: Krimi

Die Pullmanwagen knarrten und ächzten – wie eine Riesenschlange mit eingetrockneten Wirbeln durchkroch der Transcontinental-Express die letzten mühseligen Meilen der Wüstenstrecke. Joshuaapalmen reckten ihre grotesken, nadelbedeckten Arme empor und gaben der Szenerie das phantastische Aussehen eines fremden Planeten. Aber vierzig Minuten später würde der Zug sich durch einen Cañon winden und kurz danach in das dunkle Grün fruchtbarer Orangenhaine gleiten. (S. 5)

The Transcontinental Pullmans, creaking like some huge snake whose vertebrae had gone dry, crawled across the last weary miles of desert. Joshua palms, thrusting up grotesque spine-covered arms, made the scenery resemble some fantastic reconstruction of life on another planet. Yet within forty minutes the train would wind its way through a canyon and shortly thereafter glide through the dark green of fertile orange groves.

Doug Selby, Junggeselle, früherer District Attorney von Madison County in Südkalifornien, kehrt als Major von einem Kriegseinsatz in Europa zurück. Die fünf Tage Urlaub, die ihm gewährt worden, bevor er weiter muss in den Kampf gegen Japan, will er nutzen, um seine Heimatstadt Madison City zu besuchen und dort alte Freunde zu treffen: Da wäre einmal der angegraute Sheriff Rex Brandon; dazu kommt Sylvia Martin, Reporterin vom „Clarion“ und Selbys bester Kumpel; und nicht zu vergessen die Rechtsanwältin Inez Staple-

ton, Selbys alte treue, aber auch schrecklich eifersüchtige Freundin.

Bei der Ankunft am Bahnhof stellt Selby fest, dass auch Alfons Baker Carr, genannt Old A.B.C., ein mit allen Wassern gewaschener und aller Tricks kundiger, sich fast schon im Ruhestand befindlicher Rechtsanwalt, auf einen Reisenden oder mehrere wartet.

Selby unterhält sich mit dem Sheriff über Carl Gifford, den Nachfolger im Amt des District Attorney.

„Wie wird der neue District Attorney fertig?“ fragte Selby.

Der Sheriff dachte einen Moment nach, ehe er antwortete. „Nun, in gewisser Weise macht Carl Gifford es schon richtig, Selby.“ Dann setzte er hinzu: „Er weiß genau, was er will.“

„Beeinflusst von der alten Sam-Roper-Gruppe?“ fragte Selby und meinte damit den District Attorney, dessen Niederlage Selby ins Amt gesetzt hatte.

„Nein. Sam Roper hält sich neuerdings im Hintergrund. Er ist nur noch Rechtsanwalt. Es taucht da eine neue politi-

sche Gruppe auf. Weißt du, durch den Krieg sind neue Industrien in die County eingezogen und – es ändert sich so einiges. Carl Gifford macht es schon recht, nur glaube ich, daß er vorhat, mich bei nächster Gelegenheit und noch vor den Wahlen den Wölfen vorzuwerfen. Man hat nie das Gefühl, mit ihm am gleichen Strang zu ziehen. Wenn einmal etwas schiefgehen sollte, würde er sich retten, indem er mich zum Sündenbock macht. Kein angenehmes Gefühl. Ich wollte, du kämst wieder her und übernähmst dein altes Amt.“ (S. 13)

„How’s the new district attorney doing?” Selby asked.

The sheriff deliberated over that question for a moment, then said, „Well, in a way Carl Gifford’s doing all right, Doug.” Then he added, „He’s an opinionated cuss.”

„Influenced by the old, Sam Roper crowd?” Selby asked, referring to the district attorney whom Selby had defeated.

„Well, no. Sam Roper is sort of in the background these days. He’s just another lawyer. There’s a new political crowd coming up. You know the war brought some industries into the county and — things change around a bit. Carl Gifford is doing all right, only I think he’s getting ready to throw me to the wolves if he gets a chance between now and election time. You never feel like you’re partners with him. If there’s ever a slip-up, he’d save himself by making me the goat. It ain’t a comfortable feeling. Wish you’d get back here and take over your old office.”

Carl Gifford ist nicht der klügste Kopf, hat aber große politische Ambitionen und ist bereit, dafür jeden Anderen in den Staub zu treten.

Der Sheriff äußert sich auch abfällig über A.B.C., den er für einen Schurken hält. Selby entgegnet, dass A.B.C. zwar mit äußerster Schläue vorgehe, aber stets auf dem Boden des Gesetzes bleibe.

„Mir gefällt er“, gab Selby zu. „Er kennt wohl keine Skrupel, aber er ist ein Könner. In seinem Fach steht er ganz oben.“

„Na, in dem Fach ...“, bemerkte der Sheriff verächtlich.

Selby lachte. „Er ist Strafverteidiger, Rex. Er verteidigt niemanden, der unbescholten ist. Er verteidigt Menschen, die man eines Verbrechens bezichtigt.“

„Und unablässig bekommt er sie frei.“

„Aber Rex, siehst du denn nicht ein, daß A. B. Carr einfach ein notwendiges Nebenprodukt eines Rechtssystems ist, das fair zu sein versucht?“

„Versteh ich nicht.“

„Angenommen, ein Anwalt lehnt die Verteidigung einer Person ab, weil er sie für schuldig hält.“

„Die Anwälte, die etwas auf sich halten, tun das auch.“

„Na also“, sagte Selby, „dann wird der Angeklagte nicht von den Geschworenen abgeurteilt, sondern vom Rechtsanwalt. Mit anderen Worten: ein Mann wird in einen Fall verstrickt, bei dem alle Indizien gegen ihn sprechen. Er geht

von einem Anwalt zum anderen, und da sie ihn für schuldig halten, erklären sie sich nicht einmal zu seiner Verteidigung bereit. Nach dem Gesetz hat der Angeschuldigte Anspruch darauf, von Geschworenen verurteilt zu werden und nicht schon vom Anwalt, den er konsultiert.“ (S. 14f)

„I like him,” Selby admitted. „I suppose he’s unscrupulous, but he’s an artist. He’s at the top of his profession.”

„Such as it is,” the sheriff remarked.

Selby laughed. „He’s a criminal lawyer, Rex. He doesn’t defend people who are innocent. He defends people who are charged with crime.”

„And he consistently gets them off.”

„But, Rex, can’t you see that A.B. Carr is simply a necessary by-product of a system of justice which tries to be fair?”

„I don’t get it.”

„Suppose a lawyer wouldn’t represent a person whom he thought guilty?”

„The ethical lawyers won’t do it.”

„All right,” Selby said, „then you don’t have a trial by jury, you have a trial by

lawyer. In other words, a man finds himself involved in a case where the circumstantial evidence is black against him. He goes to lawyer after lawyer, and because they think the man is guilty they won't even consent to give him a defense. The law says a man is entitled to a trial by jury, not a trial by the lawyers whom he consults."

Anders als der Sheriff meint Selby, dass ein Anwalt auch bereit sein muss, schuldige Angeklagte zu verteidigen, damit nicht schon der Anwalt, sondern erst die Jury das Urteil fällt.

Der Sheriff erzählt Selby von einem Zivilprozess um eine Testamentsanfechtung.

„A.B.C. ist jetzt mit einem Zivilprozeß beschäftigt – es muß sich um eine Testamentsanfechtung handeln. Inez Stapleton, die Kleine, die Jura studierte, damit du Notiz von ihr nahmst, vertritt die Gegenseite.“

Selbys Stimme verriet Interesse. „Wer vertritt die anfechtende Partei, Rex?“

„Das ist Inez. Sie meint, sie hat eine Chance auf Grund unzulässiger Beeinflussung.“

Selby schüttelte den Kopf. „So etwas wirklich zu beweisen ist nahezu unmöglich...“ (S. 15)

„He’s mixed up in a civil suit now — some sort of a will contest. Inez Stapleton, the girl who studied law so you’d have to notice her, is on the other side.“

Selby’s voice showed interest. „Who’s representing the contestant. Rex?“

„Inez is. She thinks she stands a chance on undue influence.“

Selby shook his head. „Next to impossible to really prove...“

A.B.C vertritt dabei die Partei, zu deren Gunsten das Testament ausgestellt wurde, während Inez auf Seiten der Kläger steht und beweisen will, dass die Erblasserin unzulässig beeinflusst wurde. Laut Selby hat Inez dabei die schlechteren Karten, weil sich ein solcher Sachverhalt so gut wie nie beweisen lässt, noch dazu, wenn A.B.C. auf der Gegenseite steht.

Langsam bekommt Selby Interesse an dem Fall, und das umso mehr, als ihm klar wird, dass A.B.C. drei Leute nach Madison City bestellt hat, die wie der Anwalt selbst eine weiße Gardenie als Erkennungsmerkmal trugen.

Während der Sheriff, Selby und Sylvia gemütlich im Hotel essen, werden sie vom Besitzer Frank Norwalk gestört, der den Sheriff bittet, ihm augenblicklich zu folgen.

„Ich wüßte zu gern“, äußerte Sylvia Martin nachdenklich, „was da los ist. Ich glaube, ich muß von Berufs wegen nach dem Rechten sehen, Doug.“

„Seltsam, daß er sich nicht an die Stadtbehörde wandte“, sagte Selby.

„Das fiel mir auch auf.“

„Ist Otto Larkin noch Polizeichef?“

„Natürlich. Er weiß, wie man die Wähler mit albernen Späßen bei der Stange hält. Er klopft immer noch gern den Leuten auf die Schulter. Nur seine Einstellung zu den Beamten der County hat sich geändert. Sein guter Wille und seine Zusammenarbeit mit dem Sheriff werden heftig betont. Jedesmal, wenn

er... Sieh nur, Doug, da kommt ja Rex Brandon schon zurück.“

Des Sheriffs Schritt war jetzt schneller und geschäftiger. Er kam in die Nische und beugte sich vor. „Doug“, sagte er mit leiser Stimme, „Norwalk hat mir erst an der Tür gesagt, was los ist. Ein Gast ist drüben unter ziemlich mysteriösen Umständen tot umgefallen. Ich dachte mir, du und Sylvia Martin, ihr würdet vielleicht gern mitgehen.“

„O ja“, sagte Sylvia prompt. „Ich brauche immer Stoff.“ (S. 22)

„I wonder,“ Sylvia Martin said musingly, „just what the trouble is. I think in my professional capacity I'll drift over that way, Doug.“

„Strange he didn't call the city authorities,“ Selby said.

„That's what I was thinking.“

„Is Otto Larkin still Chief of Police?“

„Sure. He knows how to flim-flam the voters. He's the same old back slapper, only now he's changed his attitude toward the county officials. He just bubbles cooperation and good will for the

Sheriff's Office. Every time he... wait a minute, Doug. Here's Rex Brandon coming back."

The sheriff's walk was more rapid and more businesslike now. He moved back to the booth, bent over and said in a low voice, „Doug, Norwalk didn't tell me until we got to the door. A man's dropped dead over there under rather mysterious circumstances. Thought you and Sylvia might like to come over."

„I would," Sylvia said promptly. „I want the story."

Eigentlich hätte sich Norwalk an den Polizeichef der Stadt, Otto Larkin, wenden sollen, aber offenbar ist das Vertrauen zu diesem Windbeutel allgemein nicht groß.

Norwalk hat nämlich ein besonderes Problem: Ein Gast ist unter ungeklärten Umständen in seinem Zimmer gestorben. Es stellt sich heraus, dass es sich um den Rechtsanwalt Fred Roff aus Los Angeles handelt, der sich eine weiße Gardenie aufs Zimmer hat bringen lassen und somit möglicherweise auch in den Testamentsprozess,

bei dem es um eine schiere Million Dollar geht, verwickelt ist.

Die Todesursache ist schnell festgestellt: Die Zuckerwürfel beim Kaffee des Opfers sind mit einer glänzenden Flüssigkeit be-träufelt, die sich als Zyankali erweist. Hatte der Rechtsanwalt, den hier niemand kennt und auch niemand beauftragt hat, etwa In-formationen, die den Ausgang des Prozes-ses maßgeblich beeinflussen konnten? Wenn ja, dann sind sie jetzt für immer ver-loren, sehr zum Nachteil von Inez Staple-ton.

„Doug, ich komme mir vollkommen ver-loren vor. Ich verzehre mich nach je-mandem, dem ich vertrauen und mit dem ich die Sache diskutieren kann. Old A.B.C. steht auf der Gegenseite, und wenn man gegen den ankämpft, hat man das sehr eigenartige Gefühl, voll-ständig machtlos zu sein. Man kommt an diesen Mann niemals heran. Es ist wie in einem dieser Alpträume: man läuft und läuft und bewegt die Beine und scheint doch keinen Zoll weiterzu-kommen.“ (S. 32)

„Doug, I feel absolutely lost! I'm starving for someone whom I can trust and with whom I can discuss the thing. Old A.B. Carr is on the other side, and when you're fighting him, you have the most peculiar feeling of futility. You just don't feel that you're getting anywhere near the man. It's as though you were having one of those nightmares where you run and run, and move your legs but can't seem to gain an inch.”

Inez klagt Selby ihr Leid, das heißt, sie hat kaum noch Hoffnung, den Prozess gegen A.B.C. gewinnen zu können.

Selby will Inez beistehen, stößt dabei aber auf Ablehnung, was in Verbindung mit der Reporterin Sylvia Martin, Selbys ständiger Begleiterin, zu stehen scheint.

„Warum so verbittert gegen sie, Inez?“

„Das bin ich nicht.“

„Es hört sich aber so an.“

„Denk doch mal nach, Doug. Du bist für sie doch nur das trojanische Pferd,

mit dem sie sich an ihre Story heranpirscht.“

„Ich habe sie nicht gesehen seit...“

„Seit wann?“

„Seit heute morgen 3 Uhr.“

„Deine Abende“, sagte Inez eisig, „scheinen sehr gut ausgefüllt zu sein.“

(S. 107)

„Why so bitter against her, Inez?“

„I'm not.“

„You sound like it.“

She said, „Use you head, Doug. She's simply using you as a stalking horse to try and get a story.“

„I haven't seen her since...“

„Since when?“

„Since three o'clock this morning.“

„Your evenings,“ Inez said coldly, „seem to be very well occupied.“

Frühstück für eine Million ist ein außerordentlich klug konstruierter und ebenso spannender Kriminalroman aus dem Kalifornien des letzten Kriegsjahres.

Eine besondere Würze erhält der Roman durch das eigentümliche Dreiecksverhältnis

Sylvia – Doug – Inez. Sylvia ist für Doug einfach nur ein guter Kumpel, den er gerne um sich hat. Und ja, er mag sie wirklich gern, wenn er auch nicht direkt in sie verliebt ist. Sylvia wiederum bemüht sich, Doug zu unterstützen, wo sie nur kann: Offenbar ist sie heimlich in ihn verliebt, lässt sich das aber unter keinen Umständen anmerken, weil Doug ja mit Inez so gut wie verlobt ist. Inez dagegen ahnt durchaus, wie es zwischen Sylvia und Doug steht, und sie malt sich noch weitaus mehr aus, als wirklich der Fall ist, denn sie ist eine sehr temperamentvolle und damit auch eifersüchtige Frau, die mit ihren Gefühlen, ob positiv oder negativ, nicht hinter den Berg hält.

dtv

Ernő Szép
Die Liebe am Nachmittag
Roman



Ernö Szép [1884–1953]

Liebe am Nachmittag

(*Ádámcsutka*, 1935)

dtv 13 942 (TB 300 S./€ 8,90)

München 2008

Aus dem Ungarischen von Ernő Zeltner

Genre: Drama

Ich bin sechsundvierzig geworden.
Vor zwei Monaten. Mir ist etwas so
Schönes widerfahren.

Vielleicht sollte ich einen Roman dar-
über schreiben, eines dieser leisen, auf-
richtigen Bücher, wie ich sie selbst gern
lese.

Ich weiß nicht, ob ich mich in diesem
Leben noch einmal werde hinsetzen
können, um ein Buch zu schreiben, das
mir wirklich zusagt.

Bin müde, schreibe nicht mehr mit
derselben Verve wie früher.

Allein für die Überlegung, was ich
dem Leser mitzuteilen habe, und um
mir schließlich eine Komposition zu-
rechtzulegen, würde ich einen vollen
Monat brauchen.

Mein ganzer Vormittag geht schon mit dem Schreiben von Glossen und Zeitungsartikeln drauf. Und nach dem Mittagessen ist es dann bereits Nachmittag. Nachmittags aber habe ich nie gearbeitet. Die Nachmittage waren stets der Liebe vorbehalten, dem Müßiggang, auch der Lektüre und dem Kartenspiel.
(S. 5)

Mihály lebt im Budapest der Zwischenkriegszeit als Feuilletonist und Dichter. Er muss seine alte Mutter ernähren und ebenso seine verwitwete Schwester mit zwei Kindern, und als ob das nicht genug wäre, muss er einen Kredit seines bankrotten Bruders, für den er gebürgt hat, abzahlen.

So schreibt Mihály am Vormittag, so viel er nur kann, aber die Nachmittage hält er sich frei fürs Flanieren.

Die Daten meiner Liebschaft könnte ich in aller Ehrlichkeit nicht preisgeben, weil man sie wiedererkennen würde. Wir sind nicht in Paris oder London, wo solche Beziehungen zehntausend anderen gleichen.

Doch gibt es auch hier ein ganzes Rudel von ihnen, auch in Pest. (S. 9)

Mihály muss einen attraktiven und sympathischen Eindruck machen, denn er kann fast jede Dame gewinnen, nach der ihm der Sinn steht – wirklich verliebt ist er dabei jedoch nie, und die Damen möglicherweise auch nicht.

Hier macht er gerade eine neue Bekanntschaft.

„Guten Abend. Sie hat man lange nicht gesehen.“

Hatten wir schon einmal miteinander geredet? Mir schien, ich hörte ihre Stimme zum ersten Mal.

Ich bat sie augenblicklich, mich nicht auf die Folter zu spannen und meinem Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen.

Ja, nett, dass sie sich an mich erinnert.

Ihre Hand, so möchte ich sagen, hatte einen sehr angenehmen Geschmack. Beim Handkuss habe ich ein wenig von ihrem Parfüm inhaliert. Es sind nur Bruchteile einer Sekunde, in denen der Mann die Hand einer Frau kennenlernt,

ihre Textur, ihre Wärme, den Duft, ihr Benehmen, ihre Willfährigkeit, den Instinkt, die ganze Botschaft. Nach manchem Handkuss meines Lebens habe ich das Gefühl gehabt, ich hätte den Mund dieser Frau geküsst.

Sie begann damit, dass sie dieser Tage einen Artikel von mir gelesen habe, in einem gewissen Wochenblatt, das eher Frauen interessiert.

„Ich mag sie sehr“, sagte sie. Nämlich meine Artikel.

Ich fragte sie auf der Stelle, welches Parfüm sie benutzt.

„Les 5Fleurs. Kennen Sie es?“

Jetzt ja, und ich bin erfreut, dass ich es kennenlernen durfte.

„Gefällt es Ihnen?“

Ich mag es. Welche fünf Blumen sind das, aus denen es gewonnen wird?

Ich bitte sie um ihre Hand, um daran zu wittern.

Als ob ich Maiglöckchen spürte und dann Hyazinthen, wahrscheinlich enthält der frische, zarte Duft auch etwas von Rosen und Veilchen.

Zu einer endgültigen Entscheidung
kommen wir nicht. (S. 14f)

Die Liebe am Nachmittag bietet ein getreues und zugleich ironisches Bild der gebildeten Gesellschaft im Budapest der Zwischenkriegszeit: Man arbeitet und lebt, man amüsiert sich, man hofiert und begehrt und liebt – aber ohne wirklichen Tiefgang, denn alle Gefühle bleiben an der Oberfläche. So ist es auch gut, meint der Erzähler, denn auf diese Weise bleibt man von Enttäuschungen und Seelenschmerz verschont.



Ian McEwan
*Maschinen
wie ich*

Roman · Diogenes

Ian McEwan [Ian Russell McEwan, 1948–
]

Maschinen wie ich und Menschen wie ihr
(Machines Like Me And People Like You,
2019)

Diogenes (HC 408 S./€ 24,00)

Zürich 2019

Aus dem Englischen von Bernhard
Robben

Genre: Science Fiction

Es war der Hoffnungsschimmer einer religiösen Sehnsucht, es war der Heilige Gral der Wissenschaft. Unsere höchsten und niedersten Erwartungen wurden geweckt von diesem wahr gewordenen Schöpfungsmythos, diesem ungeheuerlichen Akt der Selbstverliebtheit. Kaum war es machbar, blieb nichts weiter übrig, als unserem Verlangen nachzugeben und auf die Folgen zu pfeifen. Pathetisch gesagt strebten wir danach, unserer Sterblichkeit zu entrinnen, Gott mit seinem perfekten Ebenbild zu konfrontieren oder gar zu ersetzen. Praktischer gedacht wollten wir eine verbesserte, modernere Version unserer selbst

schaffen und die Freuden des Erfindens genießen, das Hochgefühl wahrer Meisterschaft. Im Herbst des zwanzigsten Jahrhunderts war es endlich so weit: Der erste Schritt zur Erfüllung eines uralten Traums war getan, und es begann jene lange Lektion, die uns lehrte, dass wir – wie kompliziert wir auch sein mochten, wie fehlerhaft und selbst in unseren einfachsten Handlungen, unserem schlichtesten Sein so schwer zu beschreiben – dennoch kopiert und verbessert werden konnten. Und ich war dabei in jener kühlen Morgendämmerung, ein eifriger Nutzer der ersten Stunde. (S. 9)

Charlie hat ein kleines Vermögen geerbt und schlängelt sich so durch das Leben. Ein Stockwerk über ihm wohnt die Sozialgeschichtestudentin Miranda, mit der er im Lauf der Zeit eine engere Beziehung eingeht.

Der erste wirklich funktionsfähige künstliche Mensch mit überzeugender Intelligenz und glaubhaftem Äußeren,

mit lebensechter Motorik und Mimik kam auf den Markt, eine Woche ehe unsere Truppen zu ihrer hoffnungslosen Falkland-Mission aufbrachen. Adam kostete 86.000 Pfund. Ich brachte ihn in einem gemieteten Transporter zu meiner schäbigen Wohnung in North Clapham. Es war eine leichtsinnige Entscheidung gewesen, befeuert von Berichten, dass sich Sir Alan Turing, Kriegsheld und größtes Genie des digitalen Zeitalters, dasselbe Modell hatte liefern lassen. Bestimmt wollte er es in seinem Labor auseinandernehmen, um genau zu sehen, wie es funktionierte. (S. 10)

Wir befinden uns im England der achtziger Jahre, gerade zu der Zeit, als der Falklandkrieg beginnt. Weniger bekannt ist, dass damals die Technik bereits so fortgeschritten war, dass man lebensechte, intelligente Androiden bauen konnte. Zwölf männliche und dreizehn weibliche Exemplare wurden hergestellt, aber weil die Eves bereits ausverkauft waren, begnügt sich Charlie mit einem Adam, dem gleichen Exemplar, das

der seinen Tod im Jahr 1954 offenbar überlebt habende Alan Turing ebenfalls erworben hat.

Adam war kein Sexspielzeug. Dennoch war er zu Sex fähig und besaß funktionierende Schleimhautmembranen, für deren Versorgung er jeden Tag einen halben Liter Wasser benötigte. Mir fiel auf, dass er unbeschnitten war, recht gut bestückt, das Schamhaar voll und dunkel. Dieses hochentwickelte Modell eines künstlichen Menschen verkörperte vermutlich, was seinen jungen Programmierern gefiel, und den Adams und Eves wurde nachgesagt, überaus temperamentvoll zu sein. (S. 12)

Im Falle eines weiblichen Besitzers hätte Adam ohne Weiteres die Funktion eines sensiblen Liebhabers ausüben können.

Ich starrte aufgebracht in Adams leeres Gesicht. In ruhigem, betrübtem Ton sagte er: „Es besteht eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass sie eine Lüg-

nerin ist. Eine systematische, böswillige Lügnerin.“

„Soll heißen?“

„Das zu erklären würde einen Moment dauern, aber sie kommt bereits die Treppe herunter.“

Sein Gehör war besser als meines. Nur Sekunden später klopfte es leise an die Tür.

„Soll ich aufmachen?“

Ich war so wütend, dass ich keine Antwort gab und trat in gänzlich falscher Gemütsverfassung in den winzigen Flur. Wer oder was war diese idiotische Maschine? Warum sollte ich sie ertragen?

Ich riss die Tür auf, und da stand sie vor mir in einem hübschen hellblauen Kleid und lächelte mich fröhlich an, ein Sträußchen Schneeglocken in der Hand; nie hatte sie schöner ausgesehen. (S. 48)

Adam braucht eine Weile, bis er aufgeladen, hochgefahren und geupdated ist, aber dann benimmt er sich weitestgehend wie ein Mensch, allerdings wie ein besonders belehrend auftretendes Exemplar. Beispiel-

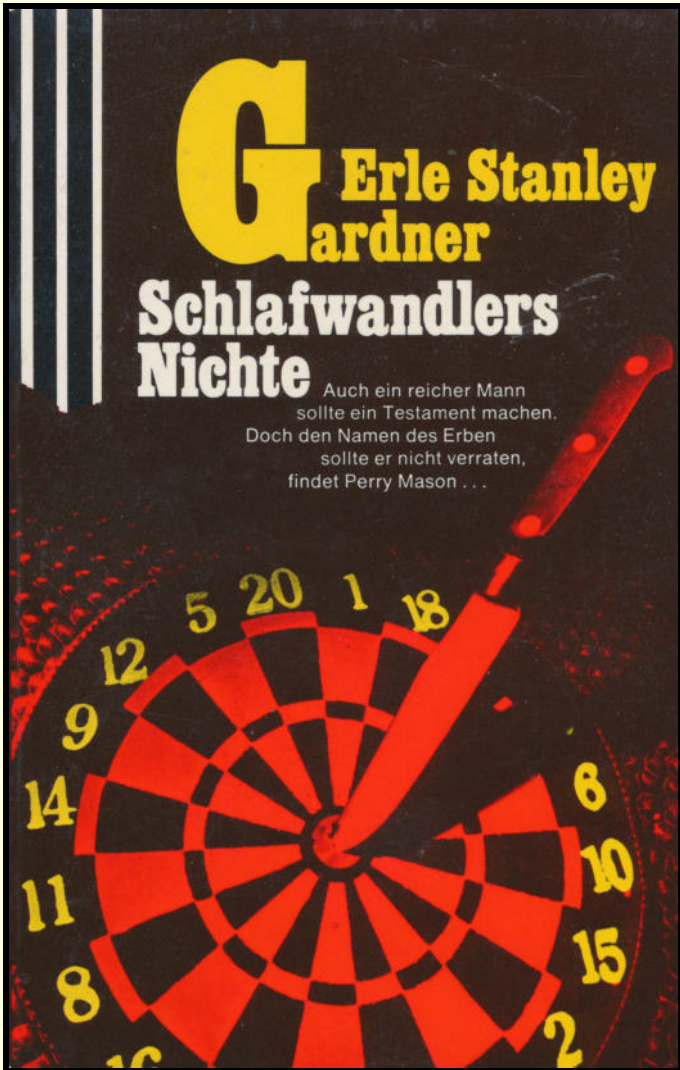
weise will er Charlie weismachen, dass ihm Miranda übel will, was Charlie so auf die Palme bringt, dass er ihn trotz dessen flehender Proteste abschaltet.

Später, als Charlie wieder Gesellschaft wünscht und Adam erneut einschaltet, bekennt dieser, sich in Miranda getäuscht zu haben. Das kann durchaus der Wahrheit entsprechen, was bedeuten würde, dass Adam gelernt hat, dass seine Schlussfolgerungen nicht unfehlbar sind; es könnte aber auch sein, dass er sich aus Selbsterhaltungstrieb im Lügen übt.

Maschinen wie ich und Menschen wie ihr spielt in einer alternativen Vergangenheit, in der England den Falklandkrieg verliert, die Technik jedoch so weit fortgeschritten ist, dass intelligente Androiden gebaut werden können.

Der Autor behandelt darin die Frage, wodurch ein lebendiges Wesen definiert ist: Weil es aus Fleisch und Blut besteht, kann nach Ansicht von Ian McEwan nicht die richtige Antwort sein. Sein Androide Adam ist zwar nach seinen Updates bereits sehr menschenähnlich, entwickelt sich aber durch eigene Erfahrungen weiter; insbe-

sondere geht er der Frage nach, wieso es so viel Leid auf der Erde gibt, obwohl die Menschen die Möglichkeit hätten, es zu beseitigen.



*Gardner, Erle S.: Schlafwandlers Nichte

Erle Stanley Gardner [1889–1970]

Perry Mason 8: Schlafwandlers Nichte

(The Case of the Sleepwalker's Niece, 1936)

Scherz 50 576 (TB 144 S./DM 4,80)

Bern 1980, 4. Auflage

Aus dem Amerikanischen

Genre: Krimi

„Das einzig Richtige ist natürlich“, sagte er mit eintöniger Stimme, als gebe er seinen Gedanken lauten Ausdruck, „den Mord zu verhindern, wenn wirklich einer in der Luft liegt. Aber mein juristisch geschultes Gehirn fände den Fall erst interessant, wenn der Schlafwandler jemanden ermordete.“

„Aber“, warf Jackson ein, „Sie müßten die Geschworenen davon überzeugen, daß Ihr Klient seinen Schlafwandel nicht vorgetäuscht hat.“

„Könnte das nicht seine Nichte tun?“ meinte Mason. Er hielt im Gehen inne und stellte sich mit kriegerisch blitzenden Augen breit vor ihn hin. „Kann sie nicht bestätigen, daß ihr Onkel im

Schlaf ein Vorlegemesser ins Bett holte?“

„Bestätigen könnte sie dies gewiß“, meinte der junge Anwalt. „Nun, was wollen Sie noch mehr?“

„Es wäre möglich, daß sie die Geschworenen nicht davon überzeugen könnte.“

„Und weshalb nicht? Was ist los mit ihr?“

„Sie ist ein bißchen komisch.“

„Hübsch?“

„Ja. Sie hat eine gute Figur und versteht es, sich anzuziehen.“

„Wie alt?“

„Nicht mehr als zwei-, dreiundzwanzig.“

„Verwöhnt?“

„Ja, sie wirkt so.“

Mason streckte dramatisch seinen Arm aus. „Wenn ein hübsches, dreiundzwanzigjähriges Mädchen mit einer auffallenden Figur und schönen Beinen nicht imstande ist, die Geschworenen zu überzeugen, daß ihr Onkel ein Schlafwandler ist, so hänge ich meinen Beruf an den Nagel.“ (S. 5f)

„Of course,” he observed, in the mechanical monotone of one thinking aloud, „the thing to do is to prevent the murder, if that’s what’s in the wind, but my legal training can’t help appreciating what a wonderful case it would be if a sleepwalker actually killed a man, knowing nothing about it. There’d be no malice, no premeditation.”

„But,” Jackson pointed out, „you’d have to convince a jury that your client wasn’t putting on an act.”

„Couldn’t the niece do that?” Mason inquired, pausing to plant his feet far apart and stare belligerently at his clerk. „Can’t she testify her uncle walked in his sleep, picked up a carving knife and took it to bed with him?”

„That’s what she could testify,” the clerk said.

„Well, what more do you want?”

„Her testimony might not convince a jury.”

„Why not? What’s wrong with her?”

„She’s peculiar.”

„Pretty?”

„Yes, she has a stunning figure. Believe me, she dresses to show it.”

„How old?”

„Not over twenty-three or twenty-four.”

„Spoiled?”

„I'd say so.”

Mason flung out his hand in a dramatic gesture. „If a pretty, twenty-three-year-old girl with a swell figure can't cross her knees in the witness box and convince a jury her uncle's a sleep-walker, I'll quit trial work.”

Edna Hammer, dreiundzwanzig Jahre alt, Waise, sucht die Hilfe von Rechtsanwalt Perry Mason, weil sie befürchtet, ihr begüterter Onkel Peter B. Kent, fünfundsechzig, könnte in einem seiner Anfälle von Schlafwandeln jemand ermorden, weil er schon einmal nächtens mit einem Tranchiermesser in der Hand gesehen wurde. Zwar zieht es Mason vor, des Mordes Angeklagte erst nach der Tat zu verteidigen, weil das spannender ist, aber nach einem einleuchtenden Vortrag seines Angestellten Jackson will er

eine Ausnahme machen und lässt Edna ihr Problem vortragen.

„Ich will nur versuchen, Ihnen von seiner Frau zu erzählen.“

„Ist er verheiratet?“

„Ja. Mit einer ganz gerissenen Person.“

„Lebt sie mit ihm zusammen?“

„Nein. Sie will sich von ihm scheiden lassen. Aber nun hat sie sich's anders überlegt.“

„Wie meinen Sie das?“

„Sie lebt in Santa Barbara. Dort hat sie den Scheidungsantrag eingereicht, nachdem er zum erstenmal schlafgewandelt hatte. Als Grund gab sie an, Onkel Peter hätte versucht, sie zu töten. Aber nun will sie die Scheidungsklage zurückziehen.“

„Wie?“

„Ich weiß es nicht; sie ist gerissen und eine Alimentenjägerin.“ (S. 9)

„I'm trying to tell you about his wife.“

„He's married?“

„Yes. To a hell-cat.“

„Living with him?“

„No. She was getting a divorce. Only now she's changed her mind.”

„What do you mean?”

„She's living in Santa Barbara. She sued for a divorce after the first sleep-walking. She claimed Uncle Pete was trying to kill her. Now she's going to have the divorce set aside.”

„How?”

„I don't know; she's clever. She's an alimony hound.”

Kent ist mit Doris Sully Kent verheiratet. Diese hat vor einiger Zeit die Scheidung eingereicht, aber wieder einen Rückzieher gemacht, weil sie vorher eine stattliche Abfindung herauschlagen will; sie hat nämlich erfahren, dass sich Kent mit der Krankenschwester Lucille Mays, fünfunddreißig, neu verheiraten will und dazu auf die Scheidung angewiesen ist. Auch Edna trägt sich mit Heiratsplänen, aber ihr Onkel hat ihr mit Enterbung gedroht, sollte sie den in seinen Augen ungeeigneten Jerry Harris ehelichen, was zur Folge hätte, dass der im Haus lebende und schwer hypochondrie-

rende Halbbruder Kents, Philip Reese, zum Alleinerben würde.

Mason fragt nach, ob Kent wirklich versucht hat, seine Frau zu erdolchen.

„Versuchte Ihr Onkel wirklich, sie zu töten?“

„Wo denken Sie hin! Er handelte im Schlaf. Er ging zur Anrichte und nahm ein Tranchiermesser aus einer Schublade. Doris lief in ihr Schlafzimmer, wo sie sich einschloß und die Polizei anrief. Als diese eintraf, stand Onkel Peter mit dem Messer in der Hand vor der Schlafzimmertür und fingerte am Türknauf herum.“ (S. 10)

„Did your uncle really try to kill her?“

„Certainly not. He was sleepwalking. He went to the sideboard and got a carving knife. She rushed back to the bedroom, locked the door, and telephoned for the police. The police found Uncle Peter standing in his nightshirt in front of the bedroom, fumbling with the doorknob, a big carving knife in his hand.“

Nein, meint Edna, ihr Onkel hätte auch im Schlaf keine Mordabsichten und habe das Messer nur herumgetragen. Aber für Doris scheint das Schlafwandeln die ideale Gelegenheit zu sein, ihren Gatten für unzurechnungsfähig erklären und unter ihre Obhut stellen zu lassen, womit sie Zugriff auf sein gesamtes Vermögen hätte.

Doch damit ist nicht das Ende von Kents Problemen erreicht, denn sein betrügerischer und skrupelloser Geschäftspartner Frank B. Maddox, der gegenwärtig bei Kent untergekommen ist, führt mit Hilfe eines gerissenen Anwalts einen juristischen Feldzug gegen Ednas Onkel.

Mason besucht in Begleitung des befreundeten Arztes Dr. Jim Kelton das Kent'sche Haus, um den Schlafwandler von einem Fachmann begutachten zu lassen, wobei Kelton feststellt, dass diese Eigenart zwar echt sein könnte, Kents ständiges Zucken aber definitiv simuliert sein müsse.

Die Sache kulminiert, als Edna unter Kents Kopfkissen ein blutiges Tranchiermesser findet und dessen Halbbruder, der aus Gesundheitsgründen ohne Wissen Kents in Maddox' Bett übernachtet hatte,

erdolcht unter der Bettdecke gefunden wird.

Masons Klient kämpft in *Schlafwandlers Nichte* mit drei Problemen gleichzeitig, nämlich einer gierigen Nochehefrau, einem kriminellen Geschäftspartner und einer Mordanklage. Unser Anwalt hat also den komplizierten und nur durch die raffinierteste Verteidigung zu lösenden Fall, den er sich gewünscht hat.

Der Leser muss angesichts der überaus komplexen Handlung sehr aufmerksam mitdenken, vor allem, wenn man bedenkt, dass außer den oben erwähnten Figuren noch eine ganze Reihe weiterer eine wichtige Rolle in dem Roman spielen. Man wird für seine Aufmerksamkeit allerdings mit einem außerordentlich spannenden und trotz aller scheinbaren Konfusion sehr logisch zu Ende gedachten Lektüre belohnt.



*Bernanos, Georges: Ein Verbrechen

Georges Bernanos [1888–1948]

Ein Verbrechen

(Un crime, 1935)

Ullstein 00 179 (TB 174 S./DM 1,90)

West-Berlin 1958

Aus dem Französischen von Jakob
Hegner

Genre: Kriminaldrama

„Nanu, Mamsell Cölestine! So spät nachts rauchen Sie noch ein Pfeifchen?“

„Rühren Sie sie nicht an!“ fauchte die Alte. Ihre beiden mageren braunen Hände, braun wie Hanf und flink wie Affenhände, fuhren über den Tisch; sie zog den geblühten Pfeifenkopf heran und preßte ihn so fest an die Brust, daß er sich fast gänzlich in den Falten ihres Mieders verlor.

„Was ist denn in Sie gefahren? Seit wann ist eine Pfeife etwas Heiliges?“

„Es war die seine“, sagte die Haushälterin. „Er hat sie, so wie Sie sie hier sehen, hingelegt. Ganze zwei Stunden, bevor es zu Ende ging, hat er sie so hin-

gelegt. Sie werden mich für närrisch halten, Mamsell Eufemia, aber seitdem habe ich nicht gewagt, sie anzurühren. Sehen Sie: sie ist noch vollgestopft. Heute, als ich die Möbel abstaubte, drehte ich mich manchmal um; mir war: ich sehe den abgegessenen Teller und darüber seine molligen Hände, die so geschwollen waren in den letzten Tagen ... Ach, ich habe keine Angst vor Toten, wirklich nicht. Aber unser alter Pfarrer, glauben Sie mir, das kann kein Toter sein wie die anderen.“ (S. 6f)

In Mégère, einem kleinen, entlegenen Dorf im Gebirge, ist vor einiger Zeit der frühere, greise Pfarrer gestorben. Hier erklärt die alte Pfarrershaushälterin Cölestine der jungen Glöcknerin Eufemia, weshalb sie die Pfeife des Pfarrers wie eine Reliquie hütet.

Mitten in der Nacht taucht unerwartet der neue Pfarrer von Mégère auf, ein zarter junger Mann.

Mitten in dem Lichtkegel erschien überdeutlich sein Gesicht, und fast hätte sie laut aufgelacht. Er sah aus wie ein

Schuljunge, auf einem Schul Jungenstreich ertappt und bemüht, eine ernste, würdevolle Miene aufzusetzen, die doch nur komisch wirkte. Die flackernde Lampenflamme beleuchtete ihn bloß zum Teil; immerhin war leicht zu erkennen, daß seine Wangen sehr gerötet waren, wohl nicht minder aus Verlegenheit wie infolge des kalten Wetters. (S. 12)

Die überraschte Cölestine öffnet ihm die Tür und bereitet ihm rasch ein Bett.

Doch mitten in der Nacht wird sie vom Pfarrer geweckt, der ein Geräusch gehört haben will.

Sie schlich auf den Zehenspitzen zur Tür und öffnete sie, noch ehe sie die Augen hatte richtig aufmachen können. Vor ihr stand der Pfarrer von Megere.

„Ich bitte um Entschuldigung“, sagte er entsetzt.

Die Lampe in seinen Händen zitterte so stark, daß sie sie ihm rasch entzog. Sie beachtete nicht, in welchem Aufzug sie sich da im Flur befand, mit aufge-

schürztem Rock, fast nackt, und konnte ihre Augen nicht von diesem Gesicht abwenden, das so jung und, plötzlich von Angst verzerrt, gealtert und kaum wiederzuerkennen war.

„Ich hörte ...“, sagte er.

„Sie hörten ... was hörten Sie?“

Den Schrei, der sich ihrer Kehle entringen wollte, vermochte sie gerade noch zurückzuhalten. Nachher war ihr unerklärlich, wie und durch welches Wunder ihr gelungen war, das fürchterliche Geheul in sich zu ersticken, in das der Mensch manchmal ausbricht, wenn er träumt. (S. 18f)

Zwei Schreie hat der Pfarrer gehört, zwei Hilferufe und einen Schuss. Die Beiden schauen im Freien nach, können aber im Finstern nichts entdecken und entschließen sich, Eufemia, den Landjäger Firmian, den Gemeindevorsteher Desmons und weitere Hilfskräfte zu wecken.

„Tausend Teufel!“

Klaus Heurtebise, der ein Stück voran war, machte ein Zeichen. Nur sein blei-

ches Gesicht wurde über dem dichten Gebüsch sichtbar, und sie sahen, wie er die Lippen bewegte; aber kein Laut kam aus seinem Mund. Schon erzwang sich der Vorsteher mit seinen mächtigen Armen mutig einen Weg durch das Gestrüpp. Die anderen waren im Nu bei ihm.

„Ein Toter, Kameraden“, schrie Klaus Heurtebise.

Das Krächzen der unsichtbaren Krähen verschlang seinen Ruf. Die Leiche lag auf der Seite. Der Boden rings um sie war niedergestrampt, vielleicht weil der Mann in seinem Toteskampf um sich geschlagen oder – was wahrscheinlicher war – der Mörder versucht hatte, sein Opfer weiterzuschleifen und damit keinen Erfolg gehabt hatte. Der Kopf lag in einem Kissen aus welchem, unter seinen Schultern aufgehäuften Laub. Das in der Kälte rasch erstarrte Blut bildete an den Hüften einen breiten, grauenvollen Klumpen schwärzlicher Masse, und mit Fichtennadeln darin.

„An der Hüfte hat es ihn gehascht“, sagte Hannes, „der Schuß muß ihn von hinten getroffen haben.“ (S. 28f)

Im Park des Schlosses von Frau Beauchamp liegt ein trotz des rauhen Wetters nur halb-bekleideter Toter, niedergestreckt durch einen Schuss in die Brust.

Man will die Schlossherrin verständigen, findet aber auch sie ermordet vor, in ihrem eigenen Schlafzimmer.

Da lag die alte Dame im Nachthemd fein säuberlich auf dem Fußboden ausgestreckt, mit hochgezogenen Knien, und hatte einen spöttischen, ihr sonst nicht gemäßen Ausdruck um ihr spitzes Naschen herum. Das Rot, das sie gewohntermaßen geschickt unter einer dicken Puderschicht zu verbergen wußte, bildete jetzt auf ihren Wangen zwei runde, wie mit einem Pinsel aufgetragene Bäckchen. Die schmalen, gänzlich farblosen Lippen hoben sich nicht länger von der fahlen Haut ab, dies lächerliche und schreckliche Gesicht hatte keinen Mund mehr. Es sah hervor aus

einem unter dem Kinn zugebundenen, mit Klöppelspitzen besetzten Nachthäubchen und glich einem Blumenstrauß in einer Papiertüte, wie man ihn auf Friedhöfen sieht.

Auf dem Fußboden verstreut lagen zerrissene und hastig zerknüllte Briefe, Stöße von Wäsche, die aus den Schubladen herausgerissen waren, altmodische Unterröcke und sonderbare, auf Draht gearbeitete Hauben. Anderes, schon nicht mehr Erkennbares brannte gerade im Kamin nieder. Der Widerschein des Feuers an der Decke bestrahlte diesen Wirrwarr mit einem befremdenden Licht. (S. 33f)

Die alte Dame wurde durch einem Schlag gegen den Schädel, ausgeführt mit einem Kaminbock, getötet. Die Haushälterin Madame Louise und das junge Dienstmädchen haben beide nichts von der grausigen Tat mitbekommen.

Während man sich wieder um den Toten im Park kümmert, stellt man fest, dass er noch lebt, ja, er versucht sich offenbar sogar zu bekreuzigen, versinkt aber wieder in

Bewusstlosigkeit und stirbt einige Tage später, ohne sich klar äußern zu können.

Tags darauf nimmt sich der bejahrte und beliebte Richter Frescheville der Morde an. Hier äußert er gegenüber Madame Louise seine Strategie beim Aufklären von Kriminalfällen.

„[...] Mein Mißtrauen ... ich finde leider kein anderes Wort ... hat mir ermöglicht, eine ganze Anzahl anscheinend verwickelter Fälle aufzuklären ... nur anscheinend verwickelt ... und andere wieder hat es durcheinandergewirrt, manchmal dann unentwirrbar. In meiner Stellung ist Mißtrauen etwas Gutes, ja Ausgezeichnetes, solange es die Urteilskraft anregt, sie aber nicht beherrscht, es darf nicht in die Beurteilung eindringen. Die Gefahr besteht, daß der Mißtrauische schließlich seinem Mißtrauen mißtraut und die nötige geistige Freiheit verliert.“ (S. 52)

Auch gegenüber dem Staatsanwalt erläutert der Richter seine Ansichten.

„Ja, mein Herr, die Leute führen nur Worte der Vernunft und des gesunden Menschenverstandes im Mund, sie gleichen verirrtten Seefahrern, die mit dem Finger auf der Karte einem eingebildeten Schiffahrtsweg folgen, und haben ihn doch, ohne es zu ahnen, längst verlassen. Die Ärmsten! Ihr Leben bleibt nicht länger im Gewöhnlichen als das Zünglein einer pendelnden Waage im Ruhepunkt. Vernünftig oder unvernünftig, sie geraten zum Schluß alle völlig aus dem Geleis, wenschon auf sehr verschiedene Weise. Die einen durch ihre Furchtsamkeit, die anderen, weil sie unvorsichtig und tollkühn sind. Ihre Narrheiten unterscheiden sich voneinander wie ihre Gesichter. Nicht zwei gleiche Narrheiten gibt es in dieser Welt. Es kommt zuweilen vor ...“ (S. 71)

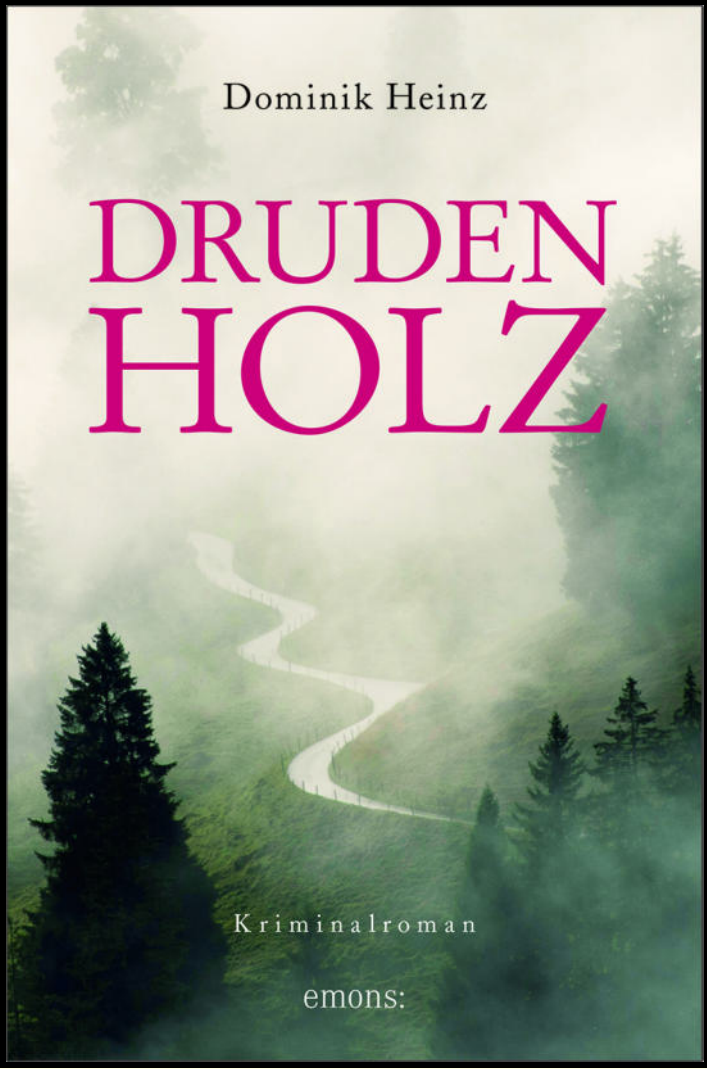
Ein Verbrechen berichtet von einem außergewöhnlichen und völlig undurchsichtigen Verbrechen. Charakteristisch für den Roman ist, dass sich die Figuren in langen, mändernden und inhaltsarmen Reden ergehen, gerade wie oben der Richter. Auch

der bald allseits beliebte junge Pfarrer erläutert ausführlich seine Ansichten über Gott und die Welt, wenn auch ein wenig klarer als der Richter.

Offenbar geht es Georges Bernanos weniger um die Aufklärung des Verbrechens als vielmehr um die Charakterisierung der Figuren einer entlegenen Gegend Frankreichs: Diese haben zwar alle eine feste, unverrückbare Meinung, wollen sie aber nicht zu deutlich formulieren, um ihr Gegenüber nicht vor den Kopf zu stoßen, sondern ergehen sich in Andeutungen und Hinweisen, die bei Gefallen durchaus verstanden werden können, bei Missfallen aber ebenso leicht ignoriert werden können.

Der Autor selbst scheint die Denkweise seiner Figuren ebenfalls verinnerlicht zu haben, denn nicht einmal am Ende, als drei weitere Personen durch Selbstmord gestorben sind und eine durch einen Schlaganfall zum Invaliden geworden ist, erklärt er klipp und klar, wer wen warum getötet hat. Vielmehr schildert er einige auffallende Vorgänge und benennt ungefähre Zusammenhänge, so dass sich der Leser mit etwas Mühe selbst ein Bild machen kann, das al-

lerdings infolge fehlender Informationen keineswegs eindeutig ist, sondern für Interpretationen offen bleibt – obwohl der Leser schon früh zu ahnen beginnt, wie es um die Identität des Täters und die des unbekanntes Toten bestellt sein könnte.



Dominik Heinz

DRUDEN HOLZ

Kriminalroman

emons:

Dominik Heinz [1982–]

Drudenholz

emons: (PB 256 S./€ 10,90)

Köln 2018

**Genre: Krimi mit phantastischem
Einschlag**

Viele, die zurückkehrten, kamen in dieser anderen Welt nicht mehr zurecht. Jahre des Schlachtens und des Gemetzels hatten sie abgestumpft und für diese Welt, die sie einst Heimat genannt und für die sie getötet und verstümmelt hatten, unbrauchbar gemacht. Denn Krieger und Soldaten wurden nicht mehr gebraucht. Die Welt hatte sich verändert, hatte sie in einer Zeit und an einem Ort zurückgelassen, an die man sich nicht sehr gerne erinnerte. Auf einmal waren sie keine Helden mehr, sondern Ausgestoßene. Jetzt saßen sie auf den Straßen und bettelten um Almosen oder raubten, mordeten und vergewaltigten. Wenige kehrten unverehrt aus den Schützengräben zurück. Selbst diejenigen, die nicht körperlich versehrt waren, denen nicht ein Arm,

Bein oder Teile des Gesichts von einer Granate weggerissen worden waren, hatten häufig Schäden an Geist und Seele erlitten. Die neue Form des Krieges, der erstmalige Einsatz von Giftgas, Flammenwerfern, Maschinengewehren und Tanks, hatte auch neue Krankheiten hervorgebracht. Viele Veteranen, die zum Teil tagelanges Trommelfeuer auf ihre Stellungen erlebt hatten, trugen schwere Schäden an den Nervendämonen. Die Folge war unkontrolliertes Zittern von Gliedmaßen oder am ganzen Körper bis hin zu krampfartigen Anfällen. Im Volksmund abwertend „Zitterer“ oder „Zappelphilipp“ genannt, warf man ihnen häufig Simulantentum oder gar Feigheit vor dem Feind vor. Am lautesten schrien dabei wie so oft natürlich diejenigen, die selbst nicht an der Front gekämpft hatten. Die Medizin versuchte mit Hilfe neuer Therapien, dieser Krankheiten Herr zu werden. Die Ärzte setzten dabei auf Elektroschocks, Kälteeinwirkungen mit Eiswasser oder seltener auch auf die neu entdeckte Psychoanalyse. (S. 9f)

Wir befinden uns bei der Mordkommission Nürnberg im Jahr 1920. Auch der Kriminalassistent Max Reinhardt gehört zu jenen Kriegsteilnehmern, die immer noch an einer Posttraumatischen Störung leiden.

Es trifft die Meldung ein, dass in dem Dorf Obergubach im Pegnitztal der Bauer Franz Maul, sechzig Jahre alt, und sein Sohn Andreas, vierunddreißig, nach offenbar grausiger Folterung getötet wurden. Max und sein Vorgesetzter, der Hauptkommissar Paul Ebertz, fahren sofort zum Ort der Tat.

Die Toten sahen tatsächlich so aus, als wären wilde Tiere über sie hergefallen, dachte Max, als er die verdrehten Körper ansah.

Der alte Austragsbauer lag am nächsten bei der Tür in einer Lache geronnenen Blutes. Max kniete sich neben den Toten und begutachtete die schweren Verletzungen des Mannes. Sein Gesicht war an mehreren Stellen so angeschwollen, dass es regelrecht deformiert aussah. Offenbar war er vor seinem Tod heftig geschlagen worden. Max' Blick

wanderte weiter nach unten. Die Brust des Mannes war nur noch blutiger Brei, in dem er einzelne Knochenstücke erkannte. Er musste heftig schlucken und dagegen kämpfen, sich zu übergeben. Auch Ebertz ging es nicht anders. Im trüben Licht der Taschenlampe sah er, dass selbst der erfahrene Kriminalbeamte leichenblass im Gesicht war. Seine Miene war versteinert, seine Lippen zu einem schmalen Strich zusammengespreizt. Trotz jahrelanger Erfahrung traf der Anblick sichtlich auch ihn. „Was in Gottes Namen war hier los?“, murmelte er.

Max untersuchte die Arme und die verstümmelten Hände des toten Bauern. Es fehlten mehrere Finger, und an Handflächen und Unterarmen erkannte er einige tiefe Schnittwunden, die zum Teil bis auf die Knochen reichten. Einen Daumen entdeckte er unter dem Esstisch in der Ecke des Raumes. Erneut kroch ihm ein flaues Gefühl in die Eingeweide. Er hat um sein Leben gekämpft und sich heftig gewehrt, dachte

er. Doch letztendlich hatte er keine Chance gehabt.

Der Jungbauer saß eine Armlänge von seinem Vater entfernt auf einem Holzstuhl. Seine Kehle war mit solch einer Kraft durchgeschnitten worden, dass der Kopf nach hinten gefallen war. Auch er war schwer misshandelt worden. Sein Körper war mit Blutergüssen und zahlreichen Schnitt- und Stichwunden übersät. Die im Todeskampf verkrampften Hände waren hinter dem Rücken mit einem groben Seil zusammengebunden. (S. 24f)

Ein Raubmord liegt offenbar nicht vor, weil Wertgegenstände und Bargeld noch vorhanden sind.

Der Landbriefträger Wilhelm Schöner, der das Verbrechen entdeckt hat, meint die Hintergründe zu kennen.

„Nun ja.“ Schöners Stimme war nur noch ein verschwörerisches Flüstern. „Es heißt, der Alte soll sich mit schwarzer Magie und so etwas b'schäftigt haben.“ Er nickte bekräftigend. „Und zwar

nachts, wenn alles schlief. Den Teufel anbeten, unheilige Rituale und so weiter. Und zwar im Wald hinter sei'm Hof.“ (S. 37)

Schöner berichtet, dass der Sohn im Weltkrieg gefallen ist und der Vater sich daraufhin dem Teufel verschrieben hat, der ihm seinen Sohn tatsächlich wieder gebracht hat. Selbst heute noch könne man nachts leuchtende Geister im nahen Wald, dem Drudenholz, beobachten. Und es sei offensichtlich, dass Vater und Sohn vom Teufel geholt wurden.

Drudenholz ist ein unterhaltsamer, spannender und rätselhafter Krimi. Die Auflösung ist spektakulär, aber leider auch etwas unwahrscheinlich, was den anfangs sehr realistischen Anstrich des Romans etwas mindert.

CHRISTIANNNA BRAND

Geständnis ohne Schuld

Christianna Brands
Kriminalromane
zeichnen sich durch
atemraubende Spannung und
meisterhafte Darstellung aus.
Daily Telegraph

G Goldmann
Taschen
KRIMI

**Christianna Brand [Mary Christianna
Lewis, geb. Milne, 1907–1988]**

***Inspektor Cockrill 3: Geständnis ohne
Schuld***

(Suddenly at His Residence, 1947)

Goldmann 03 170 (TB 186 S./DM 2,50)

München 1969

Genre: Krimi

Dann schleppte man ihn von einem Arzt zum anderen, die alle mit ernster Miene und meist in österreichischem Akzent willkommene Worte äußerten wie: ‚Jede Überanstrengung vermeiden‘, ‚keine Vorschriften machen‘, ‚den Jungen nicht zu streng behandeln‘. Diese Wendungen, von Großmutter seither regelmäßig wiederholt, waren für den Kleinen zu einer Art Rettungsring geworden, an den er sich klammerte, wann immer ein Sturm drohte. Auch in den verschiedenen Volksschulen, die er besuchte, hatten sie ihm über manche Klippe hinweggeholfen. Später hatten eine Reihe von Schuldirektoren taktvolle Briefe mit der Andeutung geschrieben, das Leben in ihren Anstalten sei für ein

so zartes Pflänzchen vielleicht doch zu hart und rauh. Bald hielt man es für unmöglich, dem lieben kleinen Psychopathen eine Abwesenheit von Zuhause zuzumuten, und selbst Edward wußte nicht mehr, ob seine anormalen Reaktionen echt oder nur gespielt waren. Ein leichter Unfall verschlimmerte seinen Zustand erheblich – jedenfalls bildete er sich das ein. Und nun verkündete ihm dieser neue Psychiater die frohe Botschaft, daß er, Edward Treviss, dazu neige, in Dämmer- und Trancezustände, Automatismen und weiß der Himmel was sonst noch alles zu verfallen ...

„Sie halten es also für möglich, Herr Doktor, daß ich ganz mechanisch herumlaufe und Dinge tue, von denen ich nichts weiß?“

„Das ist durchaus möglich, mein Junge.“ (S. 5f)

Edward Treviss bekommt von den Ärzten attestiert, dass er an einem Trauma leidet und daher unbewusst Tätigkeiten vollführen kann, an die er sich später nicht mehr erinnert. Edward glaubt fast selbst schon

an die Diagnose, weil sie ihm ein angenehmes Leben ermöglicht.

Er ist der Sohn der unehelichen Tochter des begüterten Sir Richard March, die dieser mit Bella gezeugt hatte. Erst nach dem Tod seiner Frau Serafina heiratete Sir Richard seine große Liebe, weshalb er Philip, Claire und Peta als weitere, allerdings im Unterschied zu Edward legitime Enkel zählen darf. Philip ist mit Ellen verheiratet, liebt aber heimlich Claire, während Peta mit Stephen Garde verbunden ist.

Wie jedes Jahr trifft sich die Familie in dem Herrenhaus Swanswater, wo der greise, grimmige und zugleich wankelmütige Hausherr Sir Richard sich aufgrund einer Provokation durch seine Enkel entschließt, wieder einmal sein Testament zu ändern, so dass anstelle der Haupterbin Peta und der anderen Enkel diesmal seine jetzige Frau Bella das gesamte Vermögen bekommen soll.

Peta nahm Bella das Tablett aus der Hand. „Laß mich das tragen. Gehen wir!“ Groß, schlank und graziös ging sie in ihrem engsitzenden grünen Bikini

mit Bella über den Rasen. Wenige Minuten später rief sie im Herrenhaus an: „Bist du es, Claire? Großvater möchte seinen Füllfederhalter haben. Er hat ihn auf dem Tisch liegen gelassen.“

„Auf welchem Tisch liegt er denn?“ fragte Claire zurück.

„Natürlich auf dem kleinen Eisentisch auf der Terrasse.“

Ellen erschien in der Tür, einen dicken grünen Füllfederhalter in der Hand. „Ist das der Richtige?“

„Ist der Füller grün, Peta?“

Ellen konnte Petas Stimme am anderen Ende der Leitung hören. „Ja, Claire, Großvater sagt, er ist grün. Wie? Großpapa sprich bitte nicht mit mir, solange ich mit Claire rede! Claire, Großpapa sagt, er braucht den Füller, um uns noch heute abend zu enterben!“ (S. 43)

Sir Richard verlangt nach seinem grünen Füllfederhalter, um alle Enkel mit einem Federstrich zu enterben.

Als Claire sich dem Haus näherte, trat Ellen auf den Balkon ihres Schlafzimmers.

mers. „Um Himmels willen, Claire – was ist passiert?“

Claire machte halt und preßte die Hand auf die Brust. „O Ellen – ich wollte gerade zu Großvater gehen! Er – ich glaube, er... Er sitzt an seinem Schreibtisch und sieht – so sonderbar aus. Ist Philip da? Bitte sag ihm Bescheid.“

Unmittelbar nach Ellens Ruf erschien Philip, der sich gerade die Krawatte band, auf dem Balkon. „Was ist los, Claire?“

„O Philip, bitte komm schnell! Ich glaube, Großvater geht es nicht gut!“ rief Claire und lief, ohne auf ihren Vetter zu warten, über den Rasen zum Pförtnerhaus zurück. Philip drehte sich um, verschwand im Zimmer und kam eine Minute später, immer drei Stufen auf einmal nehmend, die Vortreppe herabgelaufen. Dann fiel ihm etwas ein. Er machte kehrt, rannte in einem Bogen ins Haus zurück und erschien dann zum zweiten Mal, seine Arzttasche in der Hand. Claire hatte inzwischen schon den Sandweg erreicht, der zur Terrassentür des Pförtnerhauses führte. Philip

folgte ihr. Er schlug einen Haken, um nicht auf das Tablett zu treten, das immer noch mitten auf dem Weg stand, und blieb atemlos neben Claire vor der Glastür stehen. Beide blickten ins Zimmer. Die schweren Samtvorhänge waren zurückgezogen. Sir Richard saß in einer merkwürdig starren Haltung an seinem Schreibtisch. Seine Lippen waren bläulich verfärbt; die Finger seiner ausgezehrten Hand krampften sich um einen leuchtendgrünen Füllfederhalter. (S. 49)

Doch noch bevor Sir Richard seine grause Tat vollbringen kann, sinkt er tot auf seinem Schreibtisch zusammen.

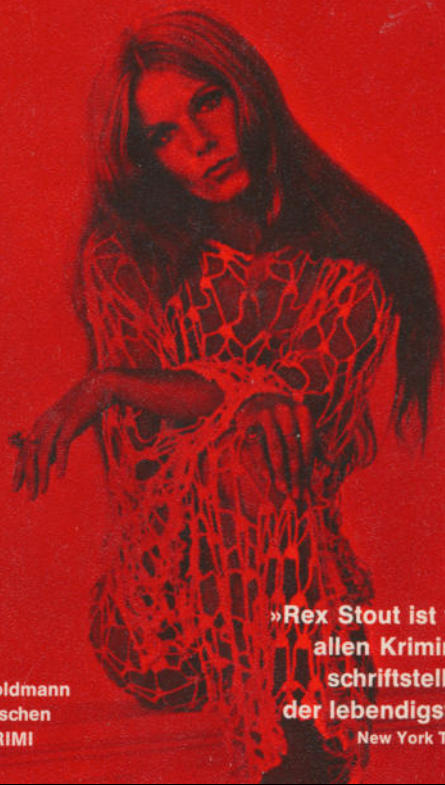
Da sein Ableben nicht auf natürliche Ursachen zurückgeführt werden kann, muss Inspektor Cockrill auf den Plan treten, um durch intensive Befragungen und kluge Schlussfolgerungen den Mörder zu ermitteln.

Geständnis ohne Schuld ist ein geradezu klassischer Kriminalroman: Er spielt in besseren Kreisen, in einem Herrenhaus, während einer Familienversammlung. Daher

weist er eine genau begrenzte Zahl von Verdächtigen aus, die sich durch Eigenheiten des Verhaltens und Unterschiedlichkeit der Motive voneinander abgrenzen.

Rex Stout

Die Champagnerparty



G Goldmann
Taschen
KRIMI

»Rex Stout ist von
allen Kriminal-
schriftstellern
der lebendigste.«
New York Times

Rex Stout [Rex Todhunter Stout, 1886–1975]

***Nero Wolfe 31: Die Champagnerparty*
(*Champagne for One*, 1958)**

Goldmann 04 062 (TB 156 S./DM 3,00)

München 1973, 2. Auflage

**Aus dem Amerikanischen von Renate
Steinbach**

Genre: Krimi

Ich saß im Büro und ölte die zwei Marley, Kaliber 38, für die wir natürlich Waffenscheine haben, als das Telefon läutete. Ich nahm den Hörer ab und sagte: „Büro von Nero Wolfe. Archie Goodwin am Apparat.“

„Oh, hallo. Hier ist Byne. Dinky Byne.“

Wenn man diese gesprochenen Worte schwarz auf weiß liest, haben sie weiter nichts Geheimnisvolles an sich, aber die Töne, die mir damals ins Ohr drangen, klangen eher wie das Quaken eines verendenden Frosches als wie die Stimme eines menschlichen Wesens. (S. 5)

Archie Goodwin, der gutausschende und athletische Assistent des überschweren De-

tektivbüroinhabers Nero Wolfe, erhält einen Anruf von Austin „Dinky“ Byrne, des Neffen der schwerreichen Louise Robiletti. Deren verstorbener Gatte Albert hatte eine Einrichtung gegründet, die unverheiratete Mütter unterstützte, und seinem Vermächtnis folgend, muss Louise jedes Jahr vier dieser bedauernswerten Geschöpfe plus vier männliche Junggesellen zu einer feudalen Party einladen; selbstverständlich kommen über diese Acht hinaus auch Alberts Enkel Cecil und Celia.

Dinky simuliert nun eine schwere Erkältung, um Archie bewegen zu können, sich an seiner Stelle in einen eleganten Anzug zu werfen und zur Party zu gehen.

Hier unterhält sich Archie gerade auf der Veranstaltung mit der ledigen Mutter Rose Tuttle über Faith Usher, eine junge Frau von derselben Fakultät.

Sie legte ihre Hand auf meinen Arm und beugte sich vor. „Ich behaupte nicht, daß es unbedingt eintreffen muß, verstehen Sie. Aber Faith Usher trägt immer noch das Gift mit sich herum. Sie hat es mitgebracht, und es ist in ihrer

Handtasche. Und – aber Sie wissen wahrscheinlich gar nicht, worum es sich handelt?“

„Nein, offen gestanden nicht. Was ist das für ein Gift?“

„Es gehört ihr. Sie besaß es schon, als wir noch zusammen im Heim waren, und sie zeigte es überall herum und behauptete immer, es wäre Zyankali, und sie würde vielleicht damit Selbstmord begehen. Sie nähte sich in alle ihre Kleider kleine, unsichtbare Taschen und trug das Fläschchen mit sich herum. Viele Mädchen machten sich über sie lustig und zogen sie mit ihren Selbstmordabsichten auf, aber ich niemals. Sie ist nämlich sehr gut imstande, so was zu tun, wissen Sie. Allerdings glaubte ich, sie würde darüber hinwegkommen, sobald sie Haus Grantham hinter sich und eine feste Arbeit hätte, aber Helen Yarmis war vorhin mit Faith oben im Waschraum und entdeckte dabei das Fläschchen in Faiths Handtasche. Helen fragte, ob das immer noch dasselbe Gift wäre, und Faith sagte ja.“ (S. 24)

Laut Rose Tuttle trägt Faith Usher in ihrer Handtasche stets ein tödliches Gift mit sich, um sich, wenn ihr danach ist, spontan das Leben nehmen zu können.

Rose Tuttle's blödsinnige Idee von dem Gift im Champagner spukte mir noch immer im Kopf herum, das war alles. Cecil reichte Faith ein Glas, hob das seine und prostete ihr zu. Ich sah, wie sie ihr Glas an die Lippen setzte, trank, jäh erstarrte und dann von einem plötzlichen Schauer geschüttelt wurde. Sie versuchte aufzuspringen und sank mit einem erstickten Schrei in sich zusammen. Eine Sekunde lang schwankte sie auf der Stuhlkante und wäre zu Boden gefallen, wenn Cecil sie nicht aufgefangen hätte.

Als ich zu den beiden trat, bemühte er sich gerade, sie wieder aufzurichten. Ich veranlaßte ihn, sie vorsichtig hinzulegen, packte sie bei den Schultern und rief nach einem Arzt. Als ich sie auf dem Fußboden ausstreckte, wurde ihr Körper von heftigen Konvulsionen erschüttert, sie warf ihren Kopf ununterbro-

chen von einer Seite auf die andere, und ihre Beine zuckten krampfhaft. Cecil griff nach ihren Fußknöcheln, aber ich sagte ihm, das wäre völlig zwecklos, und fragte dann laut, ob der Arzt schon benachrichtigt worden sei. Irgendeine Stimme hinter meinem Rücken antwortet mit Ja. Ich kniete neben ihr und suchte sie davor zu bewahren, sich den Kopf auf dem Parkett wund zu schlagen. Zwischendurch blickte ich rasch über die Schulter und stellte fest, daß Robilotti und Kent sich bemühten, die aufgestörten Anwesenden abzulenken. Sehr bald wurden die Konvulsionen schwächer und hörten schließlich ganz auf. Sie hatte schnell und keuchend Luft geholt, aber auch die Atemzüge wurden immer langsamer und flacher, und als ihr Nacken steif wurde, wußte ich, daß die Lähmung eingesetzt hatte und kein Arzt der Welt ihr jetzt noch zu helfen vermochte. (S. 27)

Und tatsächlich, Faith sinkt nach dem Genuss eines Glases Champagner, das ihr Ce-

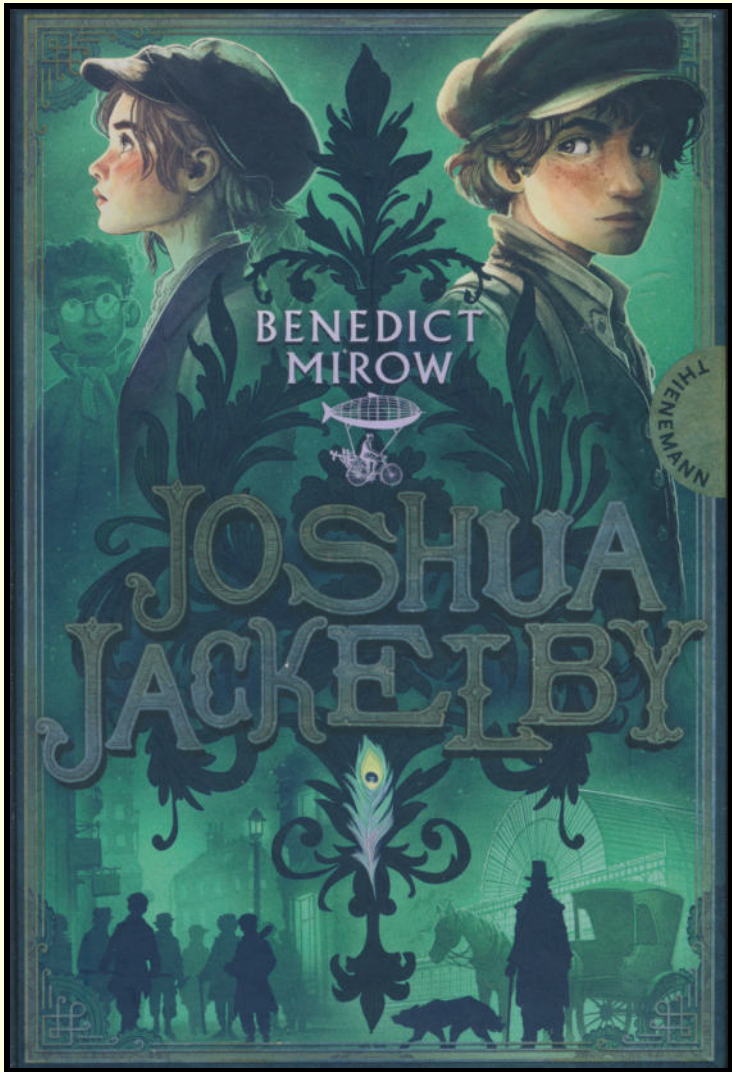
cil gereicht hat, in Konvulsionen zu Boden und haucht alsbald ihr junges Leben aus.

Man ist allgemein der Ansicht, dass Faith ihre Drohung wahrgemacht und sich vergiftet hat. Nur Archie verdirbt der Gastgeberin die gute Laune und den Ruf ihres Hauses, indem er Inspektor Cramer gegenüber steif und fest behauptet, dass er infolge der Warnung von Rose die Selbstmordkandidatin nicht mehr aus den Augen gelassen hat und daher definitiv beschwören kann, dass sie sich das Gift nicht selbst verabreicht haben kann.

Da Edwin Laidlaw, einer der Gäste der Party, sich als Vater von Faiths Kind offenbart und bereit ist, die Unkosten zu tragen, beginnt Nero Wolfe mit den Ermittlungen, die sicherlich reichere Früchte tragen werden als die hilflosen Bemühungen der Polizei.

Die Champagnerparty bietet eine geschlossene Gesellschaft aus den zumindest teilweise besseren Kreisen, die somit eine überschaubare Anzahl von Verdächtigen darstellt. Um diese Grundvoraussetzung herum konstruiert Rex Stout einen unter-

haltsamen, wenn auch manchmal etwas unübersichtlichen Krimi.



Benedict Mirow

Joshua Jackelby

Thienemann (HC 394 S./€ 17,00)

Stuttgart 2025, 3. Auflage

Illustrationen von Timo Kümmel

Genre: Historischer Thriller

Der Mann aber, den er nun unten am Kiesstrand beobachtete, lebte. Josh konnte sein Gesicht nicht erkennen, weil die Sonne nun schon so tief stand, dass die Häuser auf der anderen Seite des Flusses den Themsestrand bereits in ihre Schatten tauchten. Aber Joshua sah, dass der Mann einen Sack aus grobem Tuch trug, und dass darin etwas zappelte. Der Mann blieb stehen, ganz nah am Wasser, und schlug wie beiläufig das Bündel auf die schwarzen Steine. Und wieder hörte Josh das Geräusch: ein kleines, schmerzerfülltes Heulen. Ein gedämpftes Weinen. Dann holte der Mann Schwung und warf den Sack in hohem Bogen in den träge dahinströmenden Fluss.

Drehte sich um und stapfte davon.
(S. 11)

Der verwaiste Joshua Jackelby lebt im London des Jahres 1851 und ernährt sich mühsam mit dem Verkauf von Zeitungen in dem Bahnhof Waterloo Station, wo er überdies zusammen mit seinen Freunden Charlotte und Leroy in einer versteckten Nische nährt.

Hier beobachtet Joshua gerade, wie ein Mann einen Sack mit einem lebenden Inhalt in den Fluss wirft, woraufhin sich der Junge todesmutig in die Fluten wirft und das Bündel rettet, das sich als kleiner, weiblicher Hundewelpen entpuppt. Er bringt das Tier, das er Hazel nennt, zu dem befreundeten Arzt John Snow, der Beiden die nötige Notfallversorgung zukommen lässt.

„Hazel“, sagte Josh leise. „Du sollst Hazel heißen.“

Die kleine Hündin winselte in seinem Arm und leckte ihm mit ihrer rauen, rosa Zunge in einer raschen Bewegung übers Gesicht.

Josh lächelte erstaunt und kurz darauf waren die beiden erschöpft eingeschlafen. (S. 20)

Sieben Monate später ist Hazel ziemlich gewachsen und begleitet die drei Freunde, die sich gerade ein Zubrot durch das Ausliefern von Kohle verdienen, was sie allerdings in eine von einer gefährlichen Jungenbande beherrschten Straße führt.

Charly hatte sich die Hand vor den Mund gerissen und starrte mit blankem Entsetzen auf das dunkle Etwas am Boden. „Da! Seht doch!“, rief sie mit zitteriger Stimme. „Ist er tot, Josh?!“

„Ich ... ich weiß es nicht!“ Joshua musste schlucken. Was war hier passiert?! Unruhig huschte sein Blick hin und her.

„Würde mich wundern, wenn es ihm gut ginge“, krächzte Leroy heiser und ließ langsam die Fäuste sinken.

Dort, in der Gosse, zwischen dem Müll und den Ratten, lag ein Mann, mit schütterten, weißen Haaren, mit dem Gesicht nach unten im Dreck. Die Arme unter seinem Körper verdreht. Niemand legte sich so freiwillig hin.

Hazel näherte sich vorsichtig und schnüffelte an dem Alten. Sie knurrte leise. Ängstlich. Unsicher.

„Komm her, Hazel! Nicht! Komm her!“, rief Joshua.

Er zog seine Hündin zurück und kniete sich vorsichtig zu dem Mann am Boden, zögerte aber, ihn zu berühren. Der Tod in London war viel zu oft ansteckend. Er zuckte zurück, als er sah, wie sich der Oberkörper des Alten langsam hob und senkte. „Er lebt! Er ist nicht tot! Er atmet noch! Aber er ... da ist alles voller Blut!“

„Wir müssen ihm helfen!“ Charly war völlig aufgebracht.

Leroy schüttelte panisch den Kopf. „Bist du irre? Lasst uns lieber abhauen! Wenn uns jemand sieht, werden sie denken, wir hätten ihn überfallen!“
(S. 47f)

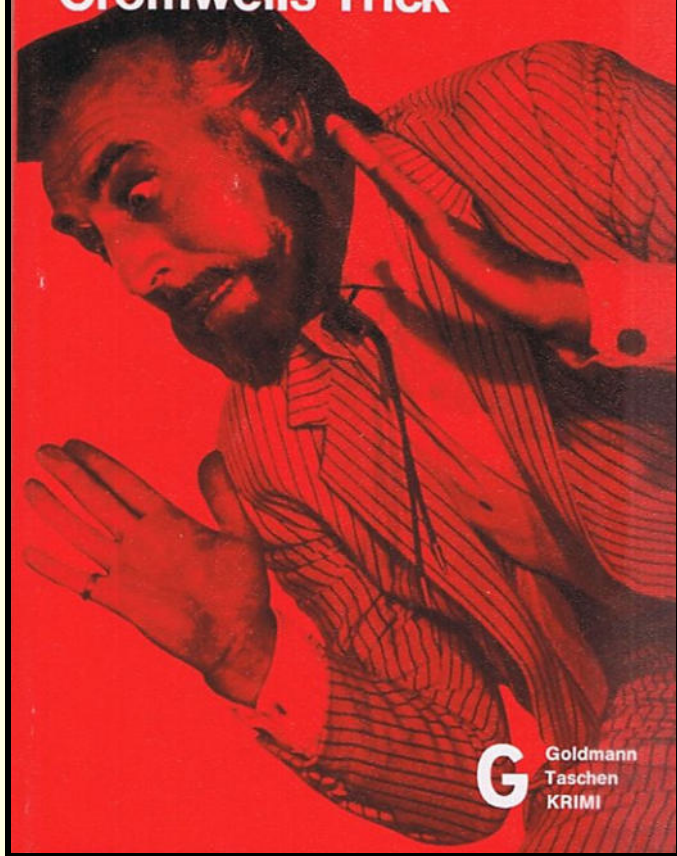
Die Drei finden einen Schwerverletzten auf der Straße und bringen ihn sogleich zu Doktor Snow, der eine Notoperation vornimmt.

Das Opfer entpuppt sich als Professor Bellows, ein genialer Erfinder, der in seinem Gewächshaus ein Sammelserium der erstaunlichsten Geräte und Apparaturen hütet.

Joshua Jackelby ist ein spannender historischer Thriller voller Abenteuer, Geheimnisse und unvermuteter Überraschungen.

VICTOR GUNN

**Inspektor
Cromwells Trick**



***Gunn, Victor: Inspektor Cromwells Trick**

Victor Gunn [Edwy Searles Brooks, 1889–1965]

Inspektor Cromwell 32: Inspektor Cromwells Trick

(The Next One to Die, 1959)

Goldmann 00 294 (TB 182 S./DM 4,00)

München 1976, 3. Auflage

Aus dem Englischen von Olga Ott

Genre: Krimi

Immer noch schwieg der Eindringling. Er trat ein paar Schritte vor, eine düstere und furchterregende Gestalt wie aus einem bösen Traum. Mr. Henderson stieß einen eigenartigen Laut aus, als ob seine Halsmuskeln plötzlich gelähmt wären. Jeder Blutstropfen schwand aus seinem freundlichen alten Gesicht.

„Großer Gott“, flüsterte er mit erstickter Stimme, „der Henker!“

In seiner Stimme schwang etwas von höchstem Erstaunen, ja von Ungläubigkeit mit. Offenbar rief ihm die dunkle Gestalt, die im Dämmer hinter seinem

Tisch stand, etwas in die Erinnerung zurück. Auch der Tonfall, in dem er die Worte ‚Der Henker!‘ ausstieß, deutete darauf hin; er schien diese merkwürdige Erscheinung zu erkennen.

Sie war ja auch wirklich eigenartig genug. Der Eindringling, von Kopf bis Fuß schwarz gekleidet, stand noch immer in furchterregendem Schweigen bewegungslos da. Auch seine Hände steckten in schwarzen Handschuhen, ja selbst sein Gesicht war hinter einer schwarzen Maske verborgen, durch die seine funkelnden Augen gespannt auf den Anwalt sahen. Er sah ganz wie ein Henker aus dem 16. und 17. Jahrhundert aus. Er hätte geradewegs aus dem Tower gekommen sein können. (S. 9)

Still the intruder remained silent. But he moved forward a couple of paces, a grim and frightening figure, like something out of a nightmare. Mr. Henderson made a queer choking sound as though the muscles of his throat had become paralysed. He started violently,

every trace of colour draining from his kindly old face.

„Good God!“ he whispered, in a strangled voice. „The Executioner!“ There was a note of incredulity, of stupefaction, in his voice, too. Obviously, the black figure in the shadows beyond the desk meant something to him. He appeared to recognise it, and the way in which he spoke the words, „The Executioner,“ seemed to hint that he was familiar with the apparition.

And apparition it certainly was. The intruder stood there still fright-eningly silent and now motionless. Black from head to foot. Even his hands were encased in black gloves. His face was concealed by a black mask, through which his eyes gazed upon Mr. Henderson with alert intensity. The figure was that of an executioner of the sixteenth or seventeenth century. He might have materialised straight out of the Tower of London.

Rechtsanwalt Mark Henderson von Henderson, Sayers & Henderson bekommt in seiner

Kanzlei am King's Walk in London außerhalb der Bürostunden Besuch von einer Gestalt, die wie ein vormoderne Henker gekleidet ist. Vermutlich wollte der Besucher sich die Dokumente, die Henderson auf seinem Schreibtisch ordnet, aneignen, doch auf eine erschreckte Reaktion von Henderson hin wirft ihm der Henker einen Dolch direkt ins Herz, nimmt die Papiere an sich und eilt hinfort.

Das ist ein Fall für den gewieften Inspektor William Cromwell, genannt Ironsides. Er identifiziert den Dolch sogleich als italienische Antiquität und bringt zugleich in Erfahrung, dass Henderson an einem neuen Testament von Archibald Earl of Ellsworth arbeitete, das jedoch verschwunden ist.

Der unverheiratete, kinderlose und etwas verschrobene Earl, der kürzlich von einem Schlaganfall getroffen wurde, wollte sein Erbe festlegen. Schloss und Gut Ellsworth stellen ein Majorat dar und können nur an den ältesten männlichen Verwandten weitergegeben werden, werfen aber gerade so viel ab, wie zu ihrem Erhalt nötig ist; dagegen besitzt der Earl große Anteile

gewinnträchtiger Firmen, über die er nach Belieben verfügen kann.

Auf Schloss Ellworth klärt der Butler Merridew den Inspektor über die Überlieferung von dem Henker auf.

„[...] Seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts liegt der Fluch des ‚Henkers‘ auf der Familie der Ellsworths. Man glaubt allgemein hier in der Gegend, daß ein Ellsworth sterben muß, wenn sich der ‚Henker‘ sehen läßt.“

„Na, da soll mich doch der Teufel holen!“ murmelte Ironsides mit einem Seitenblick auf Johnny. „Ich habe mir immer eingebildet, daß es so etwas nur in Romanen gibt! Nicht etwa, daß es uns etwas angeht ... Aber warten Sie!“ wandte er sich an Merridew. „Sie behaupten, daß dieses Gespenst, diese Erscheinung, oder wie Sie es sonst nennen wollen, heute abend hier gesehen wurde?“

„Das sagen einige Frauen, Sir.“

„Ich glaube mich zu erinnern, daß Lord Ellsworth Junggeselle ist – der Letzte seines Stammes. Trifft das zu?“

„Jawohl, Sir“, erwiderte der Butler.
(S. 23)

Auf den Ellsworths liegt der Fluch, der bewirkt, dass der jeweils Erstgeborene sterben muss, bevor er sein Erbe antreten kann, weshalb sich der abergläubische Earl gar nicht erst verheiratete, um auf diese Weise den Fluch zu brechen. Das Erscheinen eines schwarzgekleideten Henkers soll den Tod eines Ellsworths ankündigen, und ein solcher sei bereits gesehen worden, was natürlich auch ein besonderes Licht auf den Tod des Anwalts wirft.

„Wenn Sie hier warten würden, meine Herren, werde ich Seine Lordschaft suchen gehen“, erklärte der Butler.

„Überflüssig!“ erwiderte Cromwell hart. „Ich habe ihn schon gefunden!“

Mit schnellen Schritten ging er über den Teppich auf den großen Schreibtisch zu, der die Mitte des Zimmers einnahm. Dann wies er mit der Hand auf eine Gestalt, die hinter dem Schreibtisch, und zwar zwischen diesem und dem Kamin, auf dem Boden lag.

Es war der Earl von Ellsworth. Er war tot. (S. 25)

Den Earl von Ellsworth hat zum zweiten Mal der Schlag getroffen, diesmal endgültig. War es der Schock durch den Anruf aus dem Anwaltsbüro, der ihm den Mord auf zu direkte Art verkündete, oder hat sich ihm der Henker vor dem Fenster gezeigt, wie behauptet wird, und damit den Tod ausgelöst?

Nun wird die Frage nach dem Erben aktuell. Dr. Burton, der Arzt des Weilers Ellsworth Ash, weiß Näheres.

„Pastor Arthur Gresham, Lord Ellsworths nächster Anverwandter, ist Direktor der Wyvern-Schule in Durban in Südafrika. Er ist der neue Lord Ellsworth; einen sanfteren, harmloseren Menschen können Sie sich gar nicht vorstellen.“ (S. 37)

Ein Pastor namens Arthur Gresham, wohnhaft in Südafrika, wäre der Erbe des Titels. Offenbar hat der Earl aber seinen Gutsverwalter, den jungen, verwaisten Brian Grant,

mit einem Vermögen bedacht. Inspektor Cromwell kann sich nur schwer vorstellen, dass der gutmütige und tüchtige Grant den Tod seines Wohltäters geplant haben soll, was jedoch der örtliche Inspektor Brodribb ganz anders sieht. Auch der zufällig bereits in London angekommene Pastor macht einen äußerst friedlichen Eindruck, und die drei Feriengäste, die im „Grünen Mann“ zwecks Angelurlaub nächtigen, sind bloße Frohnaturen. Wer also um Himmels willen spielt den schrecklichen Henker und welche furchtbaren Taten sind von ihm noch zu erwarten?

Inspektor Cromwells Trick ist ein ausnehmend spannender Krimi, der nicht nur durch eine ausgefeilte Handlung, sondern auch durch den gefälligen, angenehm zu lesenden Stil von Victor Gunn hervorsteicht.

NEW-YORK-TIMES-BESTSELLERAUTOR
JAMES ROLLINS



ERDDÄMMERUNG
SCHWARZES GLAS

ROMAN

HEYNE <

James Rollins

Erddämmerung 3: Schwarzes Glas
(Moonfall 3: A Dragon of Black Glass,
2025)

Heyne 32 129 (PB 894 S./€ 20,00)

München 2026

Aus dem Amerikanischen von Michael
Siefener

Genre: Science Fiction

Nyx beugte sich tief in ihren Sattel und ritt auf Bashaliia durch den Sturm. Die ledernen Schwingen ihres Reitwezens waren weit ausgebreitet, die Spitzen verschwanden in den dunklen Wölken zu beiden Seiten. Es schien, als sei Nyx ein Teil des Sturms, geboren aus dessen Wut, angekündigt vom Donner und eingerahmt von Blitzen.

Sie drängte sich enger an die pelzige Wärme ihres geflügelten Bruders. Ihre eigentliche Verständigung jedoch geschah durch das geteilte Pulsieren des Zaumsangs. Sie sang zu Bashaliia, schickte ihm einen stummen Chor der Beruhigung, während er mit einem Pfei-

fen reagierte und seine goldene Melodie mit der ihren verflocht.

Ihre Botschaft war einfach.

Kehr zum Schiff zurück. (S. 23)

Wir befinden uns in einer unendlich fernen Zukunft, in der sich die Erde nicht mehr um sich selbst dreht und sich neue Kontinente gebildet haben. Auf der Nachseite herrscht die Kälte des Weltraums, und auf der Sonnenseite ist es so heiß, dass Sand zu Glas zerschmilzt; nur in der Dämmerzone ist pflanzliches und tierisches Leben möglich.

Seit Nyx' vergifteter Vision des Mondes war schon ein ganzes Jahr vergangen. In dieser war er in die Urde gestürzt und hatte alles Leben darauf vernichtet. Diese Prophezeiung war überdies durch die Alchymien von Frell und Krysh bestätigt worden. Durch ihre weitblickenden Linsen hatten sie sehen können, dass das volle Antlitz des Mondes allmählich größer wurde, was bedeutete, dass er sich unerbittlich der Welt näherte. Und sie alle hatten Shiyas eigene Einschätzung gehört, die von

dem Wissen der Ta'wyn herrührte, das bis tief in das Verlassene Zeitalter hineinreichte. Die Bronzefrau hatte dem Untergang einen Zeitpunkt gegeben.

In fünf Jahren. Vielleicht sogar schon in dreien.

Und nun war bereits ein ganzes Jahr dieser Zeitspanne verstrichen.

Die Dringlichkeit schärfte Nyx' Zaum-
sang und verlieh ihm eine fordernde
Note. (S. 24f)

Die blinde Seherin Nyx hatte vor einem Jahr eine erschreckende Vision, dass nämlich der Mond auf die Erde stürzen und das restliche verbliebene Leben vernichten würde. Astronomen haben die Ahnung bestätigt und vorausgesagt, dass die Katastrophe in zwei bis vier Jahren eintreten werde.

Nyx hat nun erfahren, dass man mit Maschinen, die noch aus der großen technischen Zeit der Erde stammen, den Mondsturz aufhalten könne. Allerdings befindet sich diese Werkzeuge auf der Sonnenseite der Erde, was eine Expedition zu einem Selbstmordunternehmen macht.

Schwarzes Glas ist der dritte Band in der Saga von der *Erddämmerung*. Das Gesamtwerk ist in mehrfacher Hinsicht monumental: Da ist einmal der schiere Umfang von rund 2600 Seiten mit über fünf Millionen Anschlägen. Hinzu kommt die übergroße Anzahl von Figuren und Ereignissen: Allein das Personenverzeichnis umfasst sechs Seiten.

Das Werk stellt eine interessante Mischung aus Science Fiction und Fantasy dar, eine Gattung, die man früher als Science Fantasy bezeichnet hat.

JOHN CHAMIER
Mann ohne Kopf



G Goldmann
Taschen
KRIMI

Realistisch und spannend –
ein explosiver Thriller.

John Chamier

Mann ohne Kopf

(Cannonball, 1966)

Goldmann 03 209 (TB 154 S./DM 2,50)

München 1969

Aus dem Englischen von Tony

Westermayr

Genre: Krimi

Alles schien durcheinanderzudrängen
– dann strömten sie zur Tür hinaus.

Binnen Sekunden war es leer im Lokal.
Bis auf den Blondem, der mich festhielt,
und den Barkeeper, der wie angewurzelt
dastand, das Glas Wodka in der
Hand. Von draußen drangen leise,
schlurfende, scharrende Geräusche her-
ein. Ein stöhnender, gurgelnder, erstickter
Schrei tönte durch die Schwingtür.

„Diese lausigen Bengel“, sagte der
Barkeeper mit hoher, unsicherer Stim-
me.

Dann kam eine gigantische Explosion.
Die Fenster wurden eingedrückt, und
Glas schoß mir entgegen wie Ziegel von
einem Dach. Die Lampen flackerten wild
und schwangen in trunkenen Bahnen.

Schießpulvergeruch und Rauch wirbelten durch den Raum. Der Griff an meinem Arm verschwand. Eine Glühbirne platzte dumpf knallend – absurdes Echo zu der ungeheuren Explosion – und erlosch.

Ich lag halb auf einem Knie, den Rücken an die Theke gepreßt und wartete auf den Einsturz des Hauses, umgeben von Ziegeln, Staub, Glas und Rauch. Hinter meinem Rücken sagte der Barkeeper unablässig: „Menschenskind!“ Draußen brachen Getöse und Aufruhr los. Türen und Fenster wurden aufgerissen; Stimmen fragten und fluchten. In einiger Entfernung klang die Trillerpfeife eines Polizisten wie der Ruf eines Sumpfvogels. Ich stieß mich von der Theke ab und stürmte durch die Überreste der Tür. Draußen rauchte die große, alte Kanone friedlich. Vor ihr lag ein Bündel ohne Kopf, halb über die Plattform geschleudert. Zersplittertes Glas vom Aushängeschild lag wie Zuckerguß verstreut. In der Gasse rieselte Schutt. Menschen liefen in die Schatten und wieder heraus, rufend, fragend. Be-

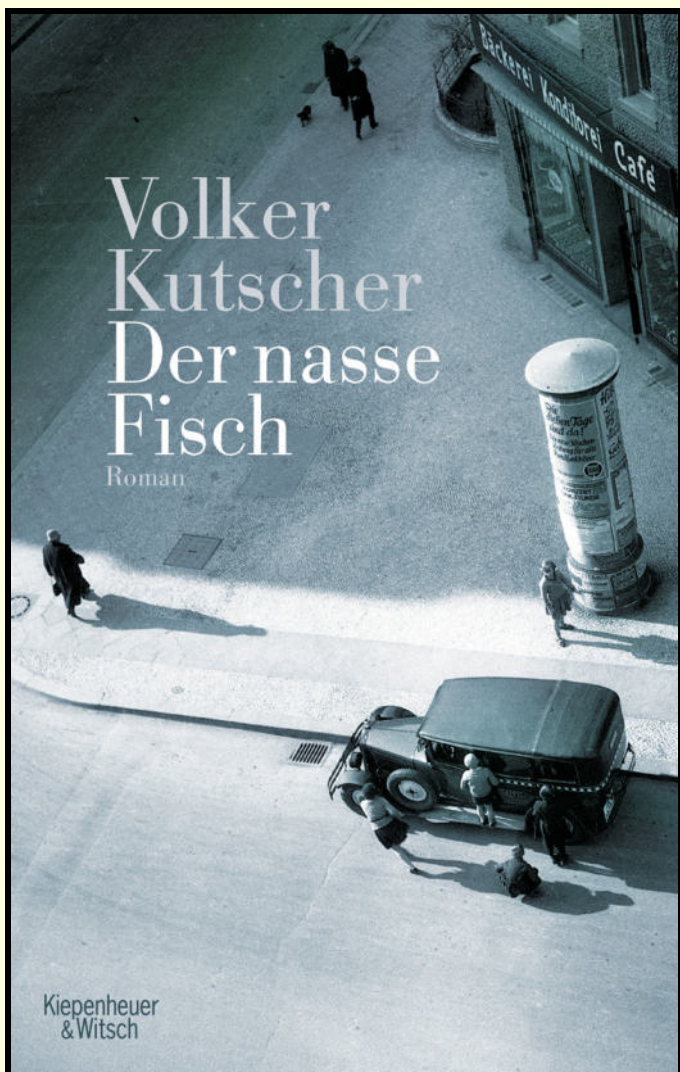
täubt und schwindlig wankte ich zu den Überresten aus Stoff und Fleisch. Ich wollte mich übergeben, aber der scharfe Geruch des Schießpulvers hinderte mich daran. (S. 8f)

Godfrey Manfred, Reporter bei der Daily Sun, feiert den Guy-Fawkes-Day in der Cannonball-Bar. Das Krachen von Feuerwerk gehört traditionsgemäß zu dem jährlichen Ereignis.

Doch plötzlich ertönt eine ungeheure Explosion, die die Fensterscheiben zersplittern lässt: Ein Scherzbold hat die historische Kanone vor der Bar geladen und gezündet. Man weiß nicht, ob die Kanone durch Zufall oder durch Berechnung gerade dann abgefeuert wurde, als sich der Testpilot McGrath genau vor der Kanone befand, aber sicher ist, dass jetzt seine kopflose Leiche auf dem Boden liegt.

Das ist ein Fall für Chefinspektor Grinderod.

Mann ohne Kopf zeichnet sich durch einen hektischen Stil aus, der ein wenig gewöhnungsbedürftig ist.



SUADA

Florian F. Marzin

Volker Kutscher

Der Gereon Rath Zyklus (2008 – 2024)

Der nasse Fisch. Gereon Raths erster Fall. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2008, ISBN 978-3-462-04022-7.

Der stumme Tod. Gereon Raths zweiter Fall. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2009, ISBN 978-3-462-04074-6.

Goldstein. Gereon Raths dritter Fall. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2010, ISBN 978-3-462-04238-2.

Die Akte Vaterland. Gereon Raths vierter Fall. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2012, ISBN 978-3-462-04466-9.

Märzgefallene. Gereon Rath's fünfter Fall. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2014, ISBN 978-3-462-04707-3.

Lunapark. Gereon Rath's sechster Fall. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2016, ISBN 978-3-462-04923-7.

Moabit. Mit Illustrationen von Kat Menschik. Galiani Berlin, Köln 2017, ISBN 978-3-86971-155-3 (Prequel).

Marlow. Der siebte Rath-Roman. Piper, München 2018, ISBN 978-3-492-05594-9.

Olympia. Der achte Rath-Roman. Piper, München 2020, ISBN 978-3-492-07059-1.[14]

Mitte. Mit Illustrationen von Kat Menschik. Galiani Berlin, Köln 2021, ISBN 978-3-86971-246-8.

Transatlantik. Der neunte Rath-Roman. Piper, München 2022, ISBN 978-3-492-07177-2.[15]

Rath. Der zehnte Rath-Roman. Piper, München 2024, ISBN 978-3-492-07410-0.

Westend. Mit Illustrationen von Kat Menschik. Galiani Berlin, Köln 2025, ISBN 978-3-86971-323-6 (Wikipedia)

Es war schon ein ambitioniertes Vorhaben, das der Autor ca. 2006/07 ins Auge gefasst hat, durchaus vergleichbar mit Emile Zolas *Geschichte der Rougon-Macquart* oder vielleicht auch nur orientiert an den endlosen Zyklen, die die Fantasy dominieren.

Volker Kutscher erzählt die sich über ca. 5000 Seiten sich hinziehende Geschichte eines Kommissars der Berliner Polizei in den politisch und wirtschaftlich entscheidenden Jahren des Endes der Weimarer Republik und des aufkommenden Nationalsozialismus. Mit viel – in den letzten Bänden eindeutig zu viel – Zeitkolorit. Unbestreitbar ist, dass der Autor damit dem Genre Kriminalroman ein neues Sub-Genre hinzugefügt hat, das nicht lange auf unzählige Trittbrettfahrer warten musste. Schon bald gab es Kriminalromane, die im späten Kaiserreich, im Wien der Kaffeehausliteraten, oder in den Nachwirren des 2. Weltkriegs spielen.

War der erste Band *Der nasse Fisch* (2008) noch ein Aha-Erlebnis für den Leser, mit der in sich gebrochenen Figur des Gereon Rath, eines aus Köln nach Berlin quasi strafversetzten oder auch nur aus der Schusslinie

rheinischer Intrigen genommenen Kriminalkommissars sowie der Berliner Sekretärin Charlotte „Charly“ Ritter, die in ihren Handlungen und Begierden nicht wirklich für den Leser greifbar ist, und Zeit- und Lebensumstände im Berlin des Jahres 1929 ein schlüssiges Tableau bildeten, zeigt leider schon der zweite Band *Der stumme Tod* (2009) einige Schwächen, die wie eine Bakterienkultur in einer Petrischale beständig in den folgenden Romanen weiterwuchert.

Im dritten Roman, *Goldstein*, (2010) präsentierte der Autor dann in Berlin einen amerikanischen Gangster – klassischerweise aus Chicago – , um die Handlung zu tragen. Vielleicht hat der Autor selbst gemerkt, dass dies kein gelungener Schachzug war, und der nächste Roman *Akte Vaterland* (2012) beschränkt sich auf das aus dem ersten Band schon bekannte Berliner Umfeld von Ringvereinen, aufstrebenden Nazis und behördlichen Intrigen und Kompetenzgerangel. Allerdings verlagert er in dem umfangreichen Text zum Schluss die Handlung in die „ostpreußische Wildnis“, wo sie ihr mystisch verbrämtes Ende findet. Charly ist inzwischen nach einem Jahr in Paris nach

Berlin zurückgekehrt und Mitglied der weiblichen Kriminalpolizei.

Gleichzeitig fällt zu diesem frühen Zeitpunkt schon auf, dass er mit seinen beiden zentralen Figuren, Gereon Rath und Charly Ritter, nicht weiß, was er mit ihnen anfangen soll. Man kann das Verhältnis der beiden noch nicht einmal als eine On-Off-Beziehung bezeichnen, denn besonders das sprunghafte Verhalten von Charly Ritter ist noch nicht einmal durch die abseitigen Verrenkungen des Autors bei seinen Erklärungen dafür nachzuvollziehen. Gereon Raths Haltung ist dabei noch ziemlich konsequent – er liebt Charly, was ihn allerdings im nächsten Roman *Märzgefallene* (2014) bei einem Besuch in Köln nicht davon abhält mit einer Karnevalsbekanntschaft ins Bett zu steigen. Außer Charlys wütender Ablehnung von allem, was mit Nationalsozialismus auch nur ansatzweise zu tun hat, später dann besonders in Bezug auf ihr Pflegekind Fritze Thormann, weiß sie eigentlich nicht, was sie will. Das ist ja als Ansatz nicht falsch, aber es geht dem Leser mit zunehmendem Umfang (inzwischen ca. 2000 gelesenen Seiten) mehr und mehr auf

die Nerven, und man fragt sich, stellvertretend für Gereon Rath: Gibt es in ganz Berlin keine anderen Frauen!?

In dem fünften Roman *Märzgefallene* (2014) scheint das beständig sich durch die Handlung ziehende „Charly Problem“ einer Lösung entgegenzustreben, denn die Hochzeit mit Gereon Rath steht an, doch wie schon zu erwarten führt diese nicht zu einer grundsätzlichen Lösung.

Am Rande interessant ist noch, dass die zentrale Handlung – im 1. Weltkrieg durch die Armee begangene Verbrechen und ihre Aufklärung – sich fast identisch in dem 2017 veröffentlichten Wien-Krimi von Alex Beer (d.i. Daniela Larcher) *Der zweite Reiter* wiederfindet, und zwar so übereinstimmend, dass man mit gutem Recht von einem Plagiat sprechen kann.

Mit *Lunapark* (2016) gehen Kutscher dann endgültig die Geschichten aus. Die Handlung ist mehr oder minder an den Haaren herbeigezogen, dreht sich wie ein Brummkreisel um sich selbst, und das Tableau sowie die jetzt ehelichen Auseinandersetzungen dominieren immer stärker den sich wie Kaugummi ziehenden

Text. Schließlich wird mit Fritze Thormann, einem Gassenjungen, den das stets streitende Ehepaar Rath als Pflegekind aufnimmt, noch ein weiteres Element eingeführt, das überflüssigerweise für niederschwellige Auseinandersetzungen sorgt, in denen Charly ihren Nazi-Hass permanent verdeutlichen kann, und Gereon seine Hilflosigkeit, Stellung zu beziehen. Aus dem ambitionierten Kriminalroman ist endgültig ein Familiendrama ala „Gute Zeiten, schlechte Zeiten“ geworden. Die Hoffnung des Lesers, dies könnte vielleicht nur ein Ausrutscher sein, bewahrheitet sich allerdings mit dem nächsten Roman *Marlow* (2018) nicht.

Doch davor kam es noch zum endgültigen Sündenfall für Volker Kutschers so ambitionierten Projekt. Die Verfilmung *Babylon Berlin*. Es ist anzunehmen, dass es für Verlag und Autor durchaus lukrativ war, doch die Fernseh-Serie, die sich nur GROB – und das kann nicht ausdrücklich genug betont werden – an den Romanen orientiert, driftet gnadenlos schnell in die Kategorie Splatter-Movie ab und spart nicht mit ekel-erregenden Szenen, zu denen es nicht ein-

mal einen vagen Ansatz in den Romanen gibt. Aus Gereon Rath wird ein kriegsversehrter Drogenabhängiger und Charlotte Ritter zu einer Gelegenheitshure im Berliner Nachtleben. Figuren wie Charlys Freundin Greta Overbeck, die in den Romanen bis *Transatlantik* (2022), als sie nach einigen Verstrickungen mit der SS endgültig (?) nach Schweden zurückkehrt, einen Ankerpunkt in den Auseinandersetzungen zwischen den streitenden Partnern darstellt, wird in der Fernseh-Serie, die handlungstechnisch mit dem Roman *Goldstein* endet, als Spionin und Mörderin hingerichtet.

Der Roman *Marlow* (2018) widmet sich ausschließlich einer Gangsterfigur, die sich durch die zuvor erschienen Romane, manchmal nur am Rande, hindurchgezogen hat. Johann Marlow, eigentlich Magnus Larsen, zieht seine Kreise und Aktivitäten durch die gesamten Organisationen der Nazis bis hinauf zu Hermann Göring, während Gereon Rath und seine Frau beständig gegen die zunehmende Hinwendung ihres Pflegekindes Fritze zur HJ und dem Nationalsozialismus ankämpfen, und das weite Teile der Handlung bis hin zum Reichpar-

teitag in Nürnberg bestimmt. Wie schon im Roman zuvor steht die Familiengeschichte im Vordergrund und setzt die Protagonisten unter Druck – nur dass sie damit auf hinlänglich bekannte und in ihrer Vielzahl für die damalige Zeit nicht ungewöhnliche Strukturen zurückgreift.

Waren in den ersten Romanen Gereon Rath und Charlotte Ritter noch interessante Figuren, beide in unterschiedlicher Weise unangepasst, so sind sie spätestens in diesem Roman nur noch ein „altes“ Paar, das man besser sich selbst überlässt, da dessen Verhalten genauso vorhersehbar wie nerventötend ist. Zumal die Kölner Verstrickungen des Kommissars Rath, die Auslöser sämtlicher Berliner Ereignisse (inzwischen 3500 Seiten), obwohl für den Leser ohne Zweifel interessant, niemals, außer mit vagen Andeutungen, aufgeklärt werden. In *Marlow* sterben einige der Protagonisten – so mindestens wird es impliziert – doch diese werden dann im nächsten Roman wieder von den Toten auferstehen.

Mit *Olympia* (2020) beginnt dann, in Hinblick auf das Ende der Serie, das große Aufräumen, und die Zeit der unsinnigen

Wiederholungen, Wiederauferstehung Totgeglaubter und Reflexion der Protagonisten über vergangene Ereignisse, meist verbunden mit endlosen Aneinanderreihungen rhetorischer Fragen, die natürlich unbeantwortet bleiben. Im Mittelpunkt der Handlung steht weder Gereon noch Charly, sondern der ihnen wegen mangelnder nationalsozialistischer Haltung entzogene Fritze, der in der Familie des Hitlerjugendführers Wilhelm Rademann ein neues Zuhause gefunden hat. Er dient im Jugendehrendienst im Olympischen Dorf als Boten- und Laufjunge für die ausländischen Athleten und versucht nebenbei Autogramme von diesen zu bekommen, einschließlich Jesse Owens, dem Star der Spiele. Das führt natürlich zu Komplikationen, da er nebenbei noch Zeuge von zwei Morden im Olympiadorf wird und in Fänge der Gestapo gerät. Sein Pflegevater erweist sich schließlich als Päderast (war wohl zu erwarten, nachdem er auffällig intensiv Fritzes Knie gestreichelt hat), Greta Overbeck wird – zum Entsetzen von Charly – die Geliebte des Nazi-Chargen Klaus von Rekowski und Charly betreibt ihre und Gereons, der aber eigent-

lich in Deutschland bleiben will, Flucht mittel gefälschter Pässe nach Prag.

Das Ganze wird überdeckt von endlosen Beschreibungen, die zu nichts führen und nur die deutlich offenliegende Situation in Hitlers Reich wiedergeben. Dabei allerdings verselbstständigt sich Kutschers Akribi bei der Schilderung der damaligen Verhältnisse und wird zum Selbstzweck, der eine nur noch rudimentär vorhandene Handlung durch minutiöse Detailschilderungen zuschüttet. So werden einzelne Ereignisse häufig drei- und viermal geschildert, je nachdem an welchen Protagonisten der Autor die Erzählperspektive gerade bindet. Die letzten 60 Seiten geraten dann zu einer tour de force, in der Kutscher nahezu sein gesamtes Personal der Verbände in den unglaublichsten Verwicklungen – ob eigentlich tot oder doch noch lebend und nur totgeglaubt – aufmarschieren lässt.

Der Roman endet damit, dass Charly beschließt, in Berlin zu bleiben, Fritze Thorwald untergetaucht ist und nach seiner großen Jugendliebe Hannah Singer sucht (es wird angedeutet, dass sie ein Kind von ihm geboren hat), Greta Overbeck sich nach

Schweden abgesetzt hat (was sich später auch als falsch erweist) und Gereon in Begleitung einer reichen Russischen Gräfin ein Jahr später in Frankfurt/M. die Hindenburg besteigt, um nach Amerika zu fliegen. War er ein Jahr zuvor nur knapp dem Tötungsversuch von Reinhold Gräf entgangen, scheint somit sein Tod im nächsten Band, *Transatlantik* (2022) besiegelt.

Warum allerdings kein Lektor, der noch einen Rest von klarem Denken bewahrt hat, in *Olympia* die Episode der amerikanischen Familie Miller (Mann, Frau und 10-jähriger Sohn), die sich fast durch den gesamten Roman zieht, und ein völlig unglaubwürdiges Ende findet, nicht herausgestrichen hat, bleibt dem Leser ein ewiges Rätsel. Sie ist absolut irrwitzig, überflüssig, an den Haaren herbeigezogen und für die Handlung völlig überflüssig. Dient vielleicht – wie inzwischen so vieles – nur dazu, um Seiten zu füllen.

Natürlich – wie auch nicht anders zu erwarten – überlebt Gereon als einer der wenigen in *Transatlantik* das Hindenburg-Inferno in Lakehurst und kommt bei seinem Bruder Severin, bekannt als „Schallplatten-

lieferant“ aus den frühen Romanen in New York unter, stößt dort auf Marlow, den er ins Gefängnis bringt, wo dieser ermordet wird – allerdings kann man bei Kutscher nie sicher sein, ob er nicht wieder aufersteht. Derweilen in Berlin findet Charly Greta mehr oder minder wohlbehalten in einem unterirdischen Bunker ihres inzwischen ermordeten SS-Liebhabers Klaus von Rekowski. Gleichzeitig stellt sich heraus, dass Robert Lembeck, ein Bekannter von Charly, ein Vasall von Morlow ist, der in Görings Villa eine Bombe versteckt hat, um den letzten Verantwortlichen am Tod von Marlows Sohn (*Marlow*) zu eliminieren. Allerdings hatte schon ein Jahr zuvor im Roman (*Olympia*) Goldstein eine Bombe in Görings Schlafzimmer platziert und scharf gemacht, was dem Autor aber sowohl in *Olympia* als auch in *Transatlantik* völlig entfallen ist.

Nach diesem Parforceritt, in dem alle Figuren, die einstmals verbunden waren, konsequent ihre eigenen verschlungenen und unerklärlichen Wege gehen, begeben sich Gereon und sein Bruder, der inzwischen mit der Witwe des Gangsters Abra-

ham Goldstein liiert ist, an Bord eines Schiffes Richtung Deutschland – WARUM??? Der bevorstehende Tod des Vaters ist angesichts dessen, was Gereon in Deutschland erwartet ein viel zu schwaches Motiv.

Gereon und Charly verbindet inzwischen nichts mehr – jeder hat seine eigenen Affairen, sein eigenes Leben, das im Falle von Gereon in Deutschland noch vom Tod bedroht ist. Und Charly sucht immer noch Fritze, der seine einstige Liebe, Hannah Singer sucht – ein Restposten aus *Goldstein*.

Rath (2024) ist dann der Abgesang, eher ein Schwanengesang, auf ein ambitioniertes Projekt, das mit Formel-1-Geschwindigkeit schon lange vorher von Volker Kutscher an die Wand gefahren wurde. Nur der Vollständigkeit halber: Wilhelm Rademacher wird als Päderast entlarvt und hat nebenbei noch zwei Hitlerjungen ermordet; Hannah Singer wurde von dem Arzt Ferdinand Bischoff ermordet, der wiederum von Fritze, der der SS beigetreten ist, ermordet wird, Severin, Korrespondent von Associated Press, stirbt bei einem Autounfall, der wahrscheinlich ein Mord war; Gereon und Charly treffen sich

ein paar Mal ohne dass sich daraus etwas Neues entwickeln würde.

Und das war's dann!

Leider nein!

In *Westend* (2025) liefert Kutscher noch einen 112-seitigen Nachklapp, der so überflüssig wie ein Kropf ist. Die Handlung spielt 35 Jahre später. Gereon Rath lebt in einem Seniorenheim in Berlin und bekommt Besuch von dem Historiker Hans Singer, der der Adoptivsohn von Charly und ihren Ehemann Wilhelm Böhm und der leibliche Sohn von Fritze Thormann und Hannah Singer ist. Gereon wird von ihm mit Tonbandaufzeichnungen aus der Zeit von 1929 bis 1938 konfrontieren, der mehr über Gereons Wirken in der Nachkriegs-DDR erfahren will.

Das hat gerade noch gefehlt – ein Nachklapp des Autors, der nicht loslassen kann.

Nun, was ist bei diesem so ambitionierten Projekt schiefgelaufen?

Als erstes, dass Kutscher seinen Plan nicht zu Ende gedacht hat. Stellten die sozialen Verhältnisse und politischen Entwicklungen der ausgehenden Weimarer

Republik und des aufkommenden Nationalsozialismus in den ersten fünf Bänden noch einen interessanten Hintergrund für die Handlung dar, können die Folgeromane nur noch mit einem immer gleichen, dem Leser aus unzähligen Dokumentationen bekannten Bild aufwarten, das zuerst ermüdend, dann nur noch langweilig ist. Gereons partielles Arrangement mit SD, SS, SA, Gestapo erodiert die Figur, bis sie nicht mehr glaubwürdig erscheint, ebenso Charlys verbohrteter Widerstand gegen die Nazis, der schließlich doch nur in der Flucht nach Prag enden soll.

Bei den Protagonisten Charly und Gereon, beide eigentlich nicht für eine Partnerschaft geschaffen, begeht Kutscher den Fehler, sie schließlich zu verheiraten, nur um sie am Ende endgültig zu trennen. Der Autor hätte wissen müssen, dass bestimmte Helden keine Frau gebrauchen können. James Bond geht keine Ehe ein (Ausnahme *Im Geheimdienst Ihrer Majestät*, wo die Frischangetraute aber gleich darauf den Tod findet), Jerry Cotton, der langlebigste Serienheld, heiratet ebenfalls nie, und wer hätte schon davon gehört, dass Sam Spade, Philip

Marlowe (von dem sich Kutscher auch noch den Namen ausleiht), Hercule Poirot, Miss Marble oder gar Sherlock Holmes den Hafen der Ehe ansteuert.

Im Prinzip scheitert die Gereon-Rath-Reihe an dem Plan, deutsche Geschichte zwischen 1929 und 1938 mittels zweier zentraler, aber eigentlich untauglicher Figuren in streng linearer zeitlichen Abfolge darzustellen, denn in den Jahren zwischen 1933 und 1938 wird der geschichtliche Hintergrund schlichtweg übermächtig und zwingt den Autor zu immer verschlungenen und schließlich unüberschaubaren Figurenkonstellationen, die jegliche Glaubwürdigkeit entbehren und in ihrer Rückbezüglichkeit fast an E.T.A. Hoffmans *Elixiere des Teufels* erinnern.

Was hätte die Gereon-Rath-Romane retten können?

Eine konsequente Beschränkung auf die Zeit 1929 bis 1933, in der die politische Situation ein interessantes, facettenreiches Tableau abgegeben hätte, vor dem der Protagonist, Gereon Rath, und auch die Protagonistin, Charlotte Ritter, sich innerhalb einer Reihe von Kriminalfällen hätten bewe-

gen können – ohne gleich zu heiraten und ohne eine stricte zeitliche Einbindung. Ein Held kennt keine Zeit, denn wie hätten sonst die oben genannten berühmte Kriminalisten all ihre Fälle lösen können?

Whitley Strieber

JESUS

Was sich damals
wirklich zutrug

AMRA

AUS MEINEM BÜCHERBORD

Kuno I. Hilgenfelder

Whitley Strieber

Jesus – Was sich damals wirklich zutrug

(Jesus – A New Vision)

2022, AMRA Verlag , 284 S.,

ISBN: 978-3-95447-529-2

Das Buch präsentiert eine narrative Auseinandersetzung mit historischen bzw. religiösen Themen rund um Jesus, vermittelt durch Striebers charakteristische Blickwinkel (Mystik, außerweltliche Erfahrungen, paranoide oder spekulative Deutungen).

Es verbindet astrologische/eschatologische Motive mit persönlichen Erfahrungen des Autors, erweitert durch fiktionale oder dokumentarisch angelegte Passagen

ergibt eine Mischung aus spiritueller Suche, spekulativer Kost mit teils eindringlicher Atmosphäre.

Der Ton schwankt zwischen ernsthafter religiöser Reflexion, persönlichen Erlebnisberichten und interpretativer Spekulation.

Die Frage nach der Realität religiöser Offenbarungen und deren möglicher Verbindung zu außerirdischen oder transzendenten Eindrücken wird aufgeworfen.

Es sind subjektive Rekonstruktion historischer Ereignisse. Kritische Auseinandersetzung mit tradierten Narrativen sind jedoch aus einer stark persönlichen Perspektive gefärbt.

Für Leserinnen und Leser, die Striebers Ansätze zu mystischen Erfahrungen und alternative Geschichtserzählungen schätzen. Es sind interdisziplinäre Ansätze, die Religion, Ufologie und persönliche Memoiren vermischen.

Die starke Subjektivität kann den Anspruch an historische Gewissheit verringern.

Eventuell unklare Abgrenzung zwischen Fakt und Fiktion; Leser sollten sich darauf

einstellen, dass der Text stark interpretativ geprägt ist.

Eine erwartungsgemäße Strieber-Erfahrung für Fans von spekulativer Spiritualität und persönlichen Offenbarungsstunden. Für Leser, die klare historische Abhandlung suchen, ist es weniger geeignet.

Jedoch sind dem Einfallsreichtum des Lesers Tür und Tor geöffnet und das – so meine ich – ist der eigentliche Sinn des Buches: die Leser zum mitdenken anzuregen.

Was geschah damals wirklich, was trug sich zu. Was ist gesichert, was Fiktion?

Whitley Strieber

JESUS

Was sich damals
wirklich zutrug

AMRA

LEKTÜRE AM MORGEN

Claude Bauer

Whitley Strieber

Jesus – Was sich damals wirklich zutrug
(*Jesus – A New Vision*)

2022, AMRA Verlag , 284 S.,

ISBN: 978-3-95447-529-2

Eine persönliche, spekulativ-spirituelle Annäherung an Jesus-Geschichte(n), verknüpft mit Striebers üblichem Blick auf Transzendenz, Mystik und „außerweltliche“ Erfahrungen.

Strieber entfaltet eine subjektive Rekonstruktion historischer Ereignisse im Zusammenhang mit Jesus, die sich weniger an wissenschaftlicher Historizität orientiert als an einer hermeneutischen Deutung der Of-

fenbarungen durch die Brille des Autors. Es geht weniger um eine streng belegbare Chronologie als um die Frage, welche Art von Erkenntnis unter Umständen jenseits der herkömmlichen religiösen Narrative sichtbar wird.

Typisch Strieber fließen autobiografische Reflexionen, spekulative Deutungen und narrativ eingefügte Passagen ein, die das Feld zwischen Religion, Mystik und Ufologie ausleuchten. Dadurch entsteht eine Atmosphäre, die das Erwartungshorizont des Lesers in Richtung einer transzendenten Erfahrung verschiebt.

Der Stil bewegt sich zwischen ernsthafter religiöser Reflexion, introspektiven Erlebnisberichten und deutenden Spekulationen. Der Ton variiert zwischen behutsam-meditativer Langsamkeit und eindrücklicher, atmosphärischer Dichte.

Zitate aus dem Text illustrieren Striebers Vorgehen, z. B. Passagen, in denen persönliche Wahrnehmungen als Anhaltspunkt für interpretative Deutung dienen: „die Grenze zwischen Fakt und Fiktion wird verwischt, wenn das Erlebte zur Argumentationslinie wird.“

Zentrale Themen und argumentative Linien

Die Frage nach der Realität religiöser Offenbarungen: Können solche Offenbarungen auch durch transzendente Erfahrungen oder außerirdische Wahrnehmungen bedingt sein? Strieber liefert eine deutenhafte Brücke zwischen religiöser Symbolik und spekulativen Erfahrungen.

Subjektive Rekonstruktion historischer Ereignisse im Dialog mit modernen Erfahrungen des Autors: Vergangenheit wird durch die Linse zeitgenössischer Wahrnehmung neu erzählt.

Kritische Auseinandersetzung mit traditionellen Narrativen: Strieber hinterfragt etablierte Deutungen, bleibt dabei jedoch stark persönlich geprägt und lässt wissenschaftliche Begründungen oft hinter sich.

Für Leserinnen und Leser, die Striebers Ansatz schätzen: eine konsequente Fortführung seiner Tiefenperspektiven auf Mystik, Offenbarung und das Unfassbare.

Interdisziplinäre Relevanz: Verknüpfung von religiösen Motiven, spekulativer Spiritualität und autobiografischer Memoirenform.

Starke Subjektivität: Die Absicht, Gewissheiten zu liefern, wird durch persönliche Deutung überlagert; historische Genauigkeit kann dadurch eingeschränkt erscheinen.

Grenzzwieseligkeit zwischen Fakt und Fiktion: Der Text lädt eher zu interpretativer Auseinandersetzung als zu einem verifizierbaren historischen Bericht ein.

„Die Offenbarung ist kein Ereignis der Vergangenheit allein, sondern eine fortdauernde Erfahrung, die sich in Gegenwart und Erinnerung verdichtet.“

„Was wir als Geschichte erzählen, ist oft das, was unsere transzendente Wahrnehmung am dringendsten braucht, um Sinn zu ergeben.“

„Jenseits von Dogmen liegt eine Landschaft, in der persönliche Wahrnehmung und kollektives Sinnbild werden sich kreuzen.“

Fans von Strieber, die an mystischer Spiritualität, persönlichen Offenbarungserzäh-

lungen und interdisziplinären Perspektiven interessiert sind, die bewusst Grenzgänge zwischen Religion, Mythos und spekulativer Erfahrung suchen.

Jesus – Was sich damals wirklich zutrug erfüllt typische Strieber-Erwartungen: eine dichte, persönlich gefärbte Auseinandersetzung mit religiösen Themen. Mit dem christlichen Glaubensthema überhaupt. Man kann sagen: Mehr an Zweifeln geht nicht

DAN
BROWN



THRILLER

THE SECRET OF
SECRETS

Lubbe

LEKTÜRE AM ABEND

Rosmarie Gaisbauer

Dan Brown

The Secret of Secrets

Lübbe Verlag, 1. Auflage 2025, S. 800,

32,00 €

ISBN 978-3-7857-2770-6

Das neueste Werk von Dan Brown führt den Leser auf eine äußerst spannende Reise durch die goldene Stadt Prag, die aufgrund ihrer mystischen Vergangenheit (die auch in der Gegenwart noch präsent ist), den perfekten Schauplatz für Robert Langdons neues Abenteuer darstellt. Die Geschichte nimmt an Spannung ziemlich schnell zu und hat bereits auf den ersten 50 Seiten einen dramatischen Höhepunkt, dass man

sich hier bereits die Frage stellt: wohin wird uns Dan Brown diesmal führen?

Der Symbologe Robert Langdon muss sich wieder Mal einer besonderen Herausforderung stellen. Er steht vor der schwierigen Aufgabe herauszufinden, wer das Manuskript von seiner Freundin Katherine Salomon gestohlen hat. In diesem Roman stehen nicht die Kontroversen zwischen Religion und Wissenschaft im Fokus, sondern die unendliche Tiefe der Bewusstseinsforschung. Katherine Solomon beschreibt in ihrem Manuskript die Ergebnisse ihrer langjährigen Forschungen, welche die Fähigkeiten des menschlichen Bewusstseins auf einem bisher unvorstellbaren Level erscheinen lassen und sämtliche bisherige physikalische Grenzen sprengen.

Als ein blutiger Mord passiert und das Manuskript verschwindet, stellt sich die Frage wer Interesse daran hat die bahnbrechenden Forschungsergebnisse zu vertuschen. Für wen könnten diese eine Gefahr darstellen? Und wie hängen der Mord und das verschollene Manuskript zusammen? Je weiter die Geschichte fortschreitet, desto mehr Verstrickungen kommen zum Vor-

schein, die an Komplexität immer mehr zunehmen. Je stärker die Protagonisten in die Aufklärung der Verschwörung verwickelt werden, desto mehr stellen sie sich folgende Frage: wem kann man noch vertrauen und wer spielt ein falsches Spiel? Und vor allem, was hat die amerikanische Botschaft mit alldem zu tun?

Jener Leser, der auch schon die vergangenen Romane gelesen hat, kann erahnen, welche hochspannende Geschichte ihn auch hier erwartet. Jeder Fan von Dan Brown kommt zu 100 % auf seine Kosten und kann in ein Leseerlebnis eintauchen, dessen Spannungsbogen bis zum Ende immer mehr an Intensität zunimmt und immer mehr unerwartete Wendungen zum Vorschein bringt. Geschickt in die Handlung verpackt sind auch die historischen Aspekte der Stadt Prag, deren alchemistische Vergangenheit bis heute zu spüren ist. Langdons Jagd nach dem Geheimnis um das verschwundene Manuskript, führt ihn an viele beeindruckende Schauplätze von Prag und bringt tiefe Einblicke in die Prager Mythologie und Unterwelt zum Vorschein.

Natürlich sollte an dieser Stelle auch erwähnt werden, dass die Handlung keine „leichte Kost“ ist und es vom Leser durchaus die volle Aufmerksamkeit und die Bereitschaft erfordert, in die Tiefen der Materie des menschlichen Bewusstseins einzutauchen. Es ist kein Roman, den man zum „Abschalten“ oder „Entspannen“ liest, sondern man ist gefordert 800 Seiten lang „mitzudenken“. Dies soll jedoch keine Kritik sein, denn wer schon Mal ein Buch von Dan Brown gelesen hat weiß was einen erwartet: man wird beim Lesen gefordert, aber dafür auch mit einer unendlichen Bandbreite an neuem Wissen belohnt, da man sich mit dem Thema im Vorfeld eventuell selbst noch nicht beschäftigt hat (oder zumindest nicht in dieser Intensität).

Darüber hinaus wird man angeregt sich eine eigene Meinung zu den wissenschaftlichen Fragen zu bilden, die im Roman behandelt werden oder auch seine bisherige Sichtweise zu überdenken. Fazit: ein Buch, das man unbedingt lesen sollte und das einen auch im Nachklang noch eine Weile beschäftigen wird (zumindest wenn man die

wissenschaftlichen Gedanken genauso interessant findet wie ich).



WIRD PHÖNIX WIEDER AUS DER ASCHE STEIGEN?

Erzählung

Michael Wiedorn

Es breiten sich Trümmerwüsten aus. Überall verkohlte Ziegel. Schwarz verrußte Mauerreste. Beißender Brandgeruch.

Die Stadt wuchs in den Jahrhunderten und Jahrtausenden. Anfangs stand hier ein jämmerliches Dorf. In den Bretterhütten hungerten und froren die ausgemergelten Bewohner. Die Zivilisation stand noch am Anfang. Vielleicht war es doch besser als heute nach dem Zusammenbruch. Die Welt war noch jung und hoffnungsvoll. Die verbrannten Mauern heute bieten wieder kei-

nen Schutz und zum Fressen gibt es höchstens noch Asche. Damals hatten die Einwohner wenigstens Gemüsegärten und Vieh.

Die jämmerliche Siedlung wuchs zur Stadt an. Aus den windigen Holzhütten wurden feste Steinhäuser. Später bauten die Menschen Dome und Paläste. Die Stadt wuchs und wuchs. Es geht voran. Besser gesagt – es ging voran. Der Fortschritt war unaufhaltsam. Hatte es irgendwann irgendwelche Rückschläge gegeben? Gab es Großbrände, Kriege, Erdbeben? Alles ging aufwärts und nur aufwärts. War nicht irgendwann die Grenze des Gedeihens erreicht? Eine Metropole begann als zwergenklaier Weiler in der Bronzezeit mit etwa zwanzig bis fünfzig Einwohnern in Pfahlbauten. Später hatte sie 100 Einwohner, 1000 Einwohner, 10 000, 100 000 Einwohner. Sie war jetzt eine von vielen Großstädten im Land. 1 Million Einwohner. 10 Millionen. Sie gehörte jetzt zu den Megacities. Die Stadt war jetzt weltberühmt. Sie war die ruhmvolle Hauptstadt ihres Landes. Internationale Konzerne und Behörden hatten hier ihren Sitz. Die Hauptstadt wuchs

und wuchs. Sie wuchs auch in den Himmel. Sechsstöckige Gebäude, zehnstöckige Gebäude. Hundertstöckige Wolkenkratzer bohrten sich in die höchsten Luftschichten. In den obersten Stockwerken konnte man kaum noch atmen. Der Moloch verschlang immer mehr Boden des Reiches. Er verschlang die Einwohner des Landes.

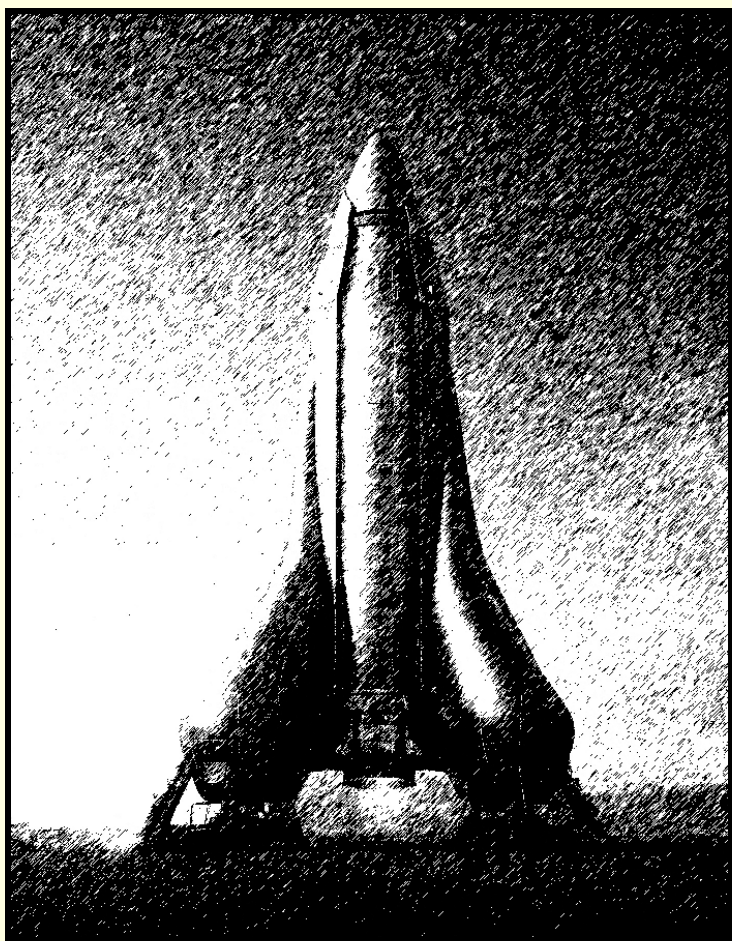
Im Schatten der Paläste und Wolkenkratzer wuchsen die Müllhalden. In großen Teilen der Stadt lungerten ausgemergelte Gespenster in Schlammpfützen zwischen Mülltonnen. Auf deren Haut wuchsen purpurne Ausschläge. Die Pfützen schillerten seltsam. Der Gestank nach faulen Eiern vermischte sich mit den ätzenden Ausdünstungen von Chemikalien. Hoch oben glitzerte fern das Glas der Türme. Alles musste weiter wachsen. Die Stadt hatte zuletzt mehr als 100 Millionen Einwohner. Zuletzt kannte niemand die Einwohnerzahl. Unendlich viele Menschen.

Der Rest des Landes ist entvölkert. Ausgesaugt. Wo früher Äcker bearbeitet wurden, erstrecken sich staubige Wüsten. Andere auch halbwegs große Städte, die Großes versprachen, sind nur mehr traurige

Geisterstädte. Der Parasit saugte und saugte, bis außer ihm nur mehr leere, leblose Hüllen vor sich hin verwesten. Hätte es irgendwann eine Megacity geben können, die der gesamten Menschheit Heimat gegeben hätte? Dieser Riese würde überwiegend aus Müll bestehen. Zivilisation produziert Dreck. Hohe Kultiviertheit erschafft Schmutz und Gestank. Im von Menschen aufgegebenem Land breiten sich verlassene Wälder und Steppen aus. Die Welt lange vor dem Erscheinen des homo erectus taucht wieder aus der Tiefe der Urzeit auf. Jeder, der die einzige Stadt der Welt verlassen würde, befände sich in der einsamsten Menschenleere des Perms oder des Kambriums. Ein Mensch, der sich plötzlich in den Schachtelhalmwäldern der ältesten Urzeit findet, wird nie wieder einen anderen Menschen sehen. Er wird nie wieder zu jemandem sprechen. Eine lähmende Vereinsamung lässt ihn verzweifeln.

Der Turm von Babylon wuchs und wuchs und achtete keine Grenzen. Eine überdimensionale Faust glühte radioaktiv und sauste mit blankem Hass auf Babylon. War das leuchtende Rot, das aus den

Trümmern hervorbrach eine Feuersbrunst
oder der Vogel Phönix, der aus der Asche
hochflog?



DAS LETZTE LIED

Erzählung

Frank Jousen

An Bord der Mayflower 3.0 warten 99 Passagiere und zwei Astronauten auf den Start. Erstere sind nervös und ungeduldig. Letztere auch; sie dürfen sich ihre Anspannung aber nicht anmerken lassen. Ihr Training war alles andere als routine- und profimäßig ...

„Konntest du dich heute noch von deiner Familie verabschieden, John?“

„Leider nein. Ich konnte gestern nur noch kurz mit meiner Frau telefonieren. Meine Kinder und sie habe ich seit letzter Woche nicht mehr gesehen. Wie ist es denn bei dir gelaufen, Thomas?“

ACHTUNG! Noch zwanzig Minuten bis zum Start.

Schweigen von Thomas Breuer, dem Leiter der ganzen Mission.

„Entschuldige, ich wollte dir nicht zu nahe treten. Wir kennen uns ja noch gar nicht wirklich persönlich. – Zwei Wochen Stresstests und Training, was ist das schon? Und dann in dieser Situation!“

„Ist schon okay. Du kannst es nicht wissen. Es ist nur so, dass meine Frau sich vor drei Wochen von mir getrennt hat.“

„Sobald du wusstest, dass du bei der letzten Mars-Mission dabei bist ...“

„Ja, genau. Wir haben uns bis zum Schluss immer diese romantischen Sachen gesagt wie ‚bis der Tod...‘. – Ach, vergiss es!“

Es entsteht eine peinliche Stille. Beide sind froh, dass das Kontrollzentrum in Houston kurz darauf mit ihnen einen weiteren Check aller Instrumente durchführt. Die beiden Astronauten, John MacLachlan und Thomas Breuer, schauen sich danach lange schweigend durch ihre beiden Helme an. Vielleicht so, als wollten sie sagen: Lass uns das Thema ‚Abschied‘ begraben. Oder

vielleicht, um auszudrücken: Lass uns nach vorne schauen. Die Männer und Frauen in Houston denken bestimmt: Diese 101 Glückspilze! Wir tun alles, damit sie diese kaputte Erde verlassen können. Zum Lohn dafür dürfen wir hier unserem sicheren Tod entgegensehen.

„Was sagst du zu unserer ‚wertvollen Fracht‘, Thomas?“

„Ich bin voll damit einverstanden. Lauter Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, IT-Experten und Expertinnen. Die werden wir doch dringend brauchen ‚da oben‘. – Auf jeden Fall ist unsere Ladung doch besser als die der Mayflower zwei punkt null ...“

„Du warst also nicht so angetan von der Auswahl zweitrangigen Politiker, Lobbyisten ...“.

„Ach was, ich hab’s denen doch voll gegönnt. Auch, dass es einige von denen noch geschafft haben, ihre Geliebten mitzunehmen!“

ACHTUNG! NOCH 15 MINUTEN BIS ZUM START

„Lass uns darüber lieber schweigen!“

Niemand würde jetzt die Teilnahme an der Mission „The Future is Technology. Technology is the Future“ noch absagen. Dennoch wird Kritik an der Auswahl der Passagiere nicht gerne gehört. Erst recht nicht, wenn sie von den letzten beiden Astronauten kommt, die die Erde lebend verlassen dürfen.

„Ernsthaft, Thomas. Ich frage mich nur, ob diese hundertprozentige Konzentration auf die Naturwissenschaften, Informatik und Mathematik nicht, nun ja, etwas einseitig ist.“

„Wen hättest du denn lieber an Bord? Schauspieler? Popmusikerinnen? Die sind doch längst überflüssig gemacht worden. Die einen von Avataren, die anderen von der KI.“ Thomas gerät immer etwas in Rage, wenn man Kritik an moderner Technik übt. Schließlich gehören Astronauten zu den größten Profiteuren von High-Tech.

„Aber Avatare haben diesen toten Blick! Ich finde nicht, dass Musikerinnen und Komponisten überflüssig geworden sind. Oder Schriftsteller. – Aber ja, du hast Recht: Die Auswahl war enorm schwierig.“ John möchte auf jeden Fall einen echten Streit

mit seinem Kapitän vermeiden. „Außerdem mussten die Kandidatinnen und Kandidaten ja absolut gesund und mit hervorragendem Erbgut ausgestattet sein ...“

„Genau! Bei einigen wurde, soweit ich weiß, auch noch auf interessante, nützliche Zweitqualifikationen geachtet.“

„Aha. Zweitqualifikationen! Welche denn zum Beispiel?“

„Das stimmt! Zum Beispiel sollen viele dieser hochspezialisierten Wissenschaftler auch handwerklich sehr geschickt sein. Oder künstlerisch begabt. Zwei von den Physikern spielen angeblich sehr gut Geige.“

„Das ist schön! Meine Tochter hat Geige gelernt; sie erreichte sogar die Endrunde eines nationalen Jugendwettbewerbs. Es klang so wunderschön, wenn sie spielte. Und ihr Gesicht hättest du dabei sehen sollen! – Voller Konzentration, aber auch erfüllt von Freude; Empfinden von Glück ...“.

„John! Ich weiß, es fällt dir unendlich schwer, deine Familie zurückzulassen. Aber die Erinnerung an sie wird in dir weiterleben. Und die Menschen auf dem Mars werden sicher irgendwann auch wieder Lust

auf Literatur, Musik und all so etwas haben.“

John will zu einer Erwiderung ansetzen, als die nächste Durchsage über die Headphones kommt.

ACHTUNG! NOCH ZEHN MINUTEN BIS ZUM START.

Pilot und Co-Pilot versinken in ein tiefes Schweigen. Vielleicht denkt jeder doch an all die geliebten Menschen, die sie zurücklassen müssen und von denen nicht wenige sie in diesem Moment wegen ihrer glücklichen Rettung verfluchen. Vielleicht denken sie aber auch noch einmal über all die verpassten Chancen nach, die die Menschheit in den vergangenen hundert Jahren hatte, um die Klimakatastrophe abzuwenden und die weltweit entbrannten Atomkriege zu stoppen. – Auch wenn der Zusammenschluss vieler internationaler Raumfahrtorganisationen einigen Tausend Menschen einen neuen Start auf dem Mars ermöglicht hat: Das Versagen sowohl von Politikern und Eliten als auch den bis zum Ende noch vorhandenen demokratischen Gesellschaften ist eine unvergleichliche Bankrotterklärung der Spezies homo sapiens.

ACHTUNG! ACHTUNG! Vorletzte Durchsage: Alle Systeme arbeiten korrekt. Das Kontrollzentrum in Houston sagt euch jetzt schon Lebewohl. Als Hauptverantwortliche danke ich meinem hervorragenden Team ganz herzlich für seine aufopferungsvolle Arbeit. NOCH FÜNF MINUTEN bis zum Start. Wie wir es hier immer gehalten haben, so halten wir es auch jetzt: In den letzten Minuten spielen wir euch und euren Passagieren etwas beruhigende Musik ein.

Ob echte Geigen oder Computeranimation: Das letzte Lied, das Besatzung und Passagiere der Mayflower 3.0 jemals auf der Erde hören werden, erklingt. John denkt an seine Geige-spielende Tochter Mary; Thomas erkennt sofort die Melodie: „John? Kennst du dieses Lied?“

„Ich bin mir nicht sicher. Aber es ist auf jeden Fall sehr schön.“

„Ja! Es ist ein altes deutsches Schlaflied.“

„Kannst du bitte den Text mitsingen? Bitte!“

Thomas singt leise mit:

Schlaf, Kindlein schlaf

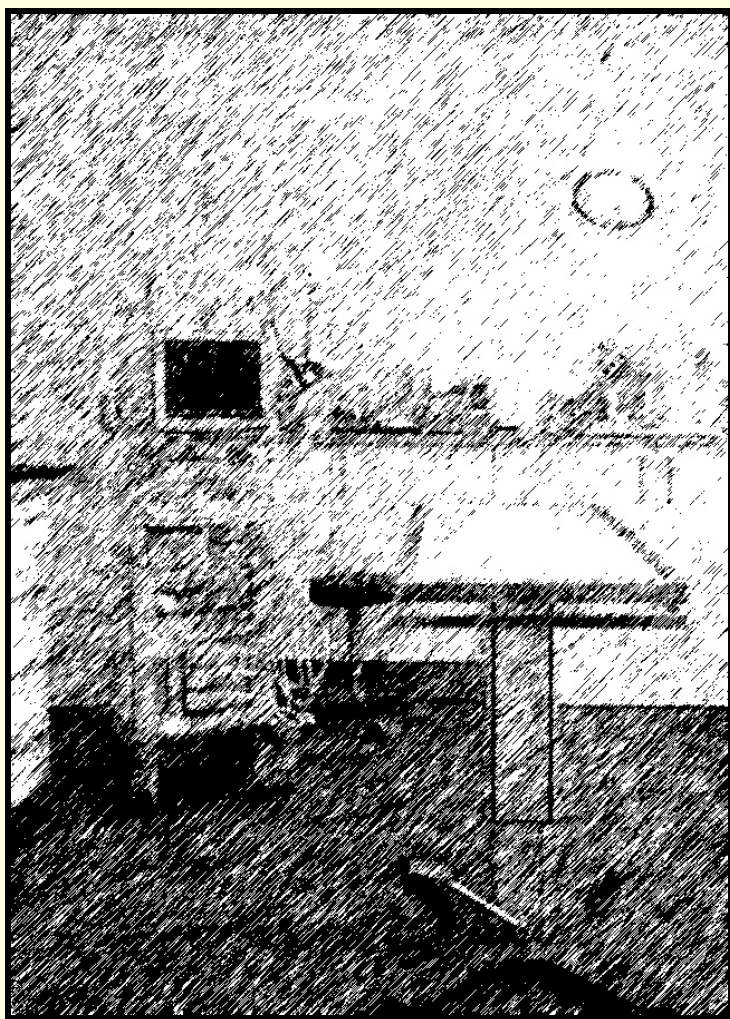
Der Vater hüt die Schaaf

Die Mutter schüttelts Bäumelein

Da fällt herab ein Träumelein
Schlaf, Kindlein, schlaf.

Immer weiter geht das Lied. Immer mehr beruhigt der Gesang des Piloten den Co-Piloten. Keiner von ihnen weiß, dass diese Melodie noch einen anderen Text hat. Einen Text, der in einem furchtbaren Krieg entstand und wahrscheinlich vom einem älteren verwaisten Kind einem jüngeren, ebenfalls verwaisten Geschwisterkind vorgesungen wurde:

Maikäfer flieg!
Dein Vater ist im Krieg,
Dein' Mutter ist im Pommerland,
Und Pommerland ist abgebrannt.
Maikäfer flieg!



MARA

Erzählung

Christian Knieps

Sie hatte sich ihren Namen aus dem Tieratlas ausgesucht, und wenn man sie fragte, warum sie denn „Mara“ heiÙe, dann sagte sie, halb im Spaß und halb in einem ernsten Ton, der manchen erschreckte, weil er so sehr nach Entschluss klang, dass Namen keine Zufälle seien, sondern erste Versprechen, kleine Verträge, die man mit der Welt abschlieÙe, bevor man überhaupt wisse, was ein Vertrag sei, und dass sie sich nun einmal, seit sie als Kind zum ersten Mal den Geruch von Heu und einem Lösungsmittel gemischt eingeatmet hatte, ein Leben vorgenommen habe, in dem sie mit Tieren ar-

beitete, nicht, um sich vor den Menschen zu verstecken, sondern um überhaupt erst auszuhalten, was Menschen einander antun, und das seien Sätze gewesen, die man einem dünnen Mädchen mit zu großen Augen vielleicht nicht geglaubt hätte, wenn nicht die Fähigkeit dagewesen wäre, stundenlang neben einem zitternden Mischling zu knien und ihm so schlicht wie folgerichtig den Rücken zu kraulen, dass selbst der Besitzer irgendwann ruhig wurde.

Sie begann das Studium der Tiermedizin mit einem Fleiß, der sich aus früh aufgestandenem Ehrgeiz und spät eingelernter Disziplin zusammensetzte, sie mochte Anatomie, weil Formen Ordnung versprachen, mochte Physiologie, weil sie erklärte, wie ein Herz so zuverlässig zwischen Zusammenziehen und Loslassen unterschied, mochte sogar Pathologie, obwohl das Wort wie eine Anklage klang, mochte die langen Abende in der Bibliothek, die Zeichnungen in ihrem Heft, die nüchternen Tabellen und die feinen Unterschiede zwischen Rinderrasse A und Rinderrasse B, die man kennen musste, um ohne falsche Sentimentalität das Richtige zu tun, und doch war da etwas

an den Kliniktagen, an den ersten Operationen, das sie überwältigte, nicht das Blut, nicht die Verantwortung, sondern der Druck, der sich wie ein zweiter Puls an ihr hingte, wenn jemand sagte, du bist dran, Mara, du entscheidest, und in dieser Anspannung knirschte ihr ohnehin wackelig gewordener Alltag, denn Jonas – der sich in den ersten Semestern so weich in ihr Leben gelegt hatte, als würde er ihren Rhythmus mitatmen – begann in jener Zeit, in der man nachts um drei über Antibiotika klagt und morgens um sieben wieder in Gummistiefeln neben einem Kalb steht, von anderen Rhythmen zu sprechen, von seinem Recht auf Raum und Zufall, und Mara sagte Dinge, die sie nicht sagen wollte, und schwieg, als sie hätte reden müssen, und schließlich blieb eine Wohnung übrig, die nach jemandem roch, der gestern gegangen war, und ein Körper, der sich bei jeder Treppenstufe fragte, ob es nicht leichter wäre, wenn man die Stufen gar nicht erst nähme.

Die Ärztin im grauen Beratungszimmer sprach leise und setzte an jede Diagnose ein „kann“, „könnte“, „möglicherweise“, als

wolle sie die Sprache abpolstern, damit sie nicht wehtue, woraufhin Mara nickte, als hätte sie verstanden, obwohl sie nur begriff, dass ihr Kreislauf, der so zuverlässig auf die Leitsysteme anderer reagiert hatte – abhängig von Schichtplänen, Skripten, Lernzielen und Ergebnisdruck – plötzlich eigenwillig wurde, dass ihr Herz zwar nicht krank, aber müde war, dass ihr Schlaf dünn wie Papier wurde und ihre Tage zu schwer, um sie zu heben, und irgendwann saß sie vor einem Formular, auf dem „Beurlaubung“ stand, und ließ ein Jahr aus der Hand wie einen Faden, den man nicht mehr aufwickeln kann, und als sie merkte, dass die Einsamkeit nicht verschwand, wenn man das Studium pausierte, sondern sich nur anders benannte, bestellte sie sich am Abend einen Kaffee und schrieb eine Bewerbung, nicht als Ärztin, nicht mehr als die, die sie werden wollte, sondern als tierärztliche Helferin, weil sie wusste, was man wissen musste, und weil es vielleicht an der Zeit war, etwas zu tun, das nicht mehr so tun musste, als wäre es die Erfüllung von etwas.

Die Praxis von Dr. Alina Vogt lag am Rand einer Stadt, die sich zur Landschaft hin so unauffällig öffnete, dass Wiesen und Reihenhäuser ineinander übergingen wie zwei Farben, die niemand sauber trennen will, das Schild war aus Holz, die Schrift leicht verschnörkelt, und wenn morgens um acht die erste Kundin mit einer Katze im Korb die Glocke an der Tür bimmeln ließ, dann roch es nach Kaffee, den die Ärztin nie austrank, und nach dem Shampoo, das die Helferin benutzte, und nach dem merkwürdig tröstlichen Gemisch der Welt, in der Tiere Schmerzen haben und Menschen sie abzugeben versuchen, als ließen sich Verantwortung und Liebe an der Rezeption abstreifen, wie Mäntel, die man später wieder mitnimmt, und Mara stand hinter dem Tresen, als hätte sie nie woanders gestanden, schnell und freundlich, mit einer Ordnungsliebe, die die Schubladen der Instrumente so akribisch beschriftete, dass selbst die Notfallzange ihren Platz bekam, und einer Gelassenheit, die ein eingefangenes Kaninchen in fünf Sekunden beruhigte.

Alina – die im Übergang zwischen Strenge und Wärme lebte wie andere zwischen Tag und Nacht – merkte schnell, dass Mara mehr wusste, als in der Stellenbeschreibung vorgesehen war, sie ließ sie nähern, wenn es nur eine kleine Wunde war, ließ sie Blut abnehmen, ließ sie den Ultraschall vorbereiten, ließ sie im Behandlungsraum das Gespräch beginnen und im Labor die Werte interpretieren, während sie selbst noch mit einem Bauern telefonierte, der schon wieder die Antibiotika nicht nach Plan verabreicht hatte, und es war nicht so, dass Regeln ihnen gleichgültig gewesen wären, es war eher so, als glaubten beide an die Vernunft, die in den Zwischenräumen der Regeln lebt, an das, was in der Praxis „Auge“ genannt wird, und an die stillen Übereinkünfte, die entstehen, wenn man einander vertraut.

Die Stammkundschaft merkte das, und während Alina den Ton setzte, war Mara die, die ihn hielt, die still in die Bewegung einer Untersuchung hinein atmete, die Hand dort anlegte, wo die Haut zuckte, den Blick dorthin richtete, wo andere nur tasteten, und in den Stunden, in denen Notfälle

kamen – ein Dackel mit einem Aprikosenkern, der quer stand wie ein Störenfried im kleinen System, eine Katze, die zu lange weggelaufen gewesen war, ein stolzer Mischling mit einer aufgeplatzten Pfote – war Mara jene, deren Hände niemals zu schnell wurden, deren Stimme sich nicht überschlug, und wenn Alina sagte, „gut, so, noch zwei Milliliter, ja, genau da“, dann wusste Mara, dass es vielleicht falsch war, etwas zu genießen, das man nicht sein durfte, und genoss es doch, wie man einen seltenen sonnigen Wintertag genießt, plötzlich und mit schlechtem Gewissen.

In der dritten Märzwoche – die Schneegrenze hing noch am Stadtrand, während in den Vorgärten schon alles zögerte, zu blühen – rief Alina früh am Morgen an und hob zweimal an, etwas zu sagen, was sie ungern sagte, am Ende klang es schlicht, „ich fühle mich nicht gut, ich bleibe heute daheim“, woraufhin Mara „natürlich“ sagte und gar nicht daran dachte, was „heute“ hieß, wenn man in einer Praxis arbeitete, die jeden Tag wie ein kleines Land war, das man regieren musste, und die ersten zwei Tage verliefen ruhig, die Sprechstunde ließ

sich mit Routine und etwas mehr Atem füllen, die Impfungen, die Beratungen, die Fädenziehen, und Mara schrieb nach jeder Behandlung eine Notiz in die Kartei, als wüsste sie schon, dass jemand einmal sehr genau nachsehen würde.

Am dritten Tag war da das Kaninchen, das nicht fressen wollte, und die Besitzerin, die verzweifelt mit der Zunge am Gaumen klackte, als könne sie das Tier damit erinnern, wie man Heu kaut, und Mara tastete und horchte, und hatte die Pneumonie im Ohr, bevor sie den Stethoskopbogen richtig angesetzt hatte, sie ordnete Röntgen an, ein Wort, das in ihrer Position ein Vorschlag sein sollte und nun doch eine Entscheidung wurde, und weil niemand sonst die Entscheidung hätte treffen können, traf sie sie, sie setzte Antibiotika an, schrieb das Rezept auf Alinas Namen, nicht aus Hinterlist, sondern aus dem Glauben, dass die Ordnung der Dinge eine Ordnung der Formulare brauche, und dass die Formulare, wenn man sie nur sauber ausfüllte, die Verantwortung nicht ändern würden, die ja ohnehin bei ihr lag, und als am Abend das Kaninchen wieder zu nagen begann, so

vorsichtig, als sei jeder Halm eine Frage, da fiel Mara ein Stein vom Herzen, der groß genug gewesen war, um ihr tagelang die Brust zu beschweren.

Wenn es bei diesem einen Fall geblieben wäre, hätte man später vielleicht gesagt, es sei eine Ausnahme gewesen, der Moment, in dem das System seine Elastizität bewies; doch Alina meldete sich am vierten Tag nicht, und am fünften auch nicht, und irgendwann rief der Ehemann, dessen Stimme Mara kaum kannte, an und sagte, Alina sei im Krankenhaus, man wisse noch nicht, was es sei, und sein fast sachlicher Ton ließ den Satz kälter erscheinen, als er war, und Mara hing auf, stand einen Moment im Flur und sah den Kalender an, auf dem jemand mit einem grünen Filzstift die Impfkampagne eingetragen hatte, und dann begann jene Reihe von Tagen, in denen die Entscheidung nicht heroisch, sondern nötig war, weil Menschen und Tiere nicht warteten, bis ein Zustand geklärt war, und weil die Tür morgens um acht bimmelte, als sei nichts geschehen.

Sie operierte zum ersten Mal ganz allein an einem verregneten Dienstag, eine kleine

Kastration, die eigentlich Routine war, die Instrumente lagen, wie sie sie gelegt hatte, das Tuch hing auf der Heizung, die Assistentin aus der Ausbildung – ein Mädchen namens Farina, die noch nicht wusste, wie sehr Hände schwitzen können – hielt das, was man hält, wenn man hilft, und Mara fühlte die alte Sicherheit in sich, dieses konzentrierte Schweigen der Muskeln, das darauf vertraut, dass das Gelernte nicht verschwindet, weil das Leben kompliziert wird, sie nähte, sauber, in gleichmäßigen Abständen, und als der Hund sechs Stunden später taumelig, aber schnuppernd die Praxis verließ, wischte sie den Tisch ab, als hätte sie damit einen Beweis gesichert, den sie noch nicht gebraucht hatte.

Die Wochen rollten über sie hinweg wie eine langsame, hohe Welle, man sah die Kante kommen und wusste nicht, ob man darauf reiten konnte, oder ob sie einen irgendwann überrollen würde, und jeden Abend saß Mara am Schreibtisch, die Stirn gegen die Hand gestützt, und füllte Formulare, ordnete Röntgenbilder, schrieb Berichte, faxte Befunde an die Labore, vor allem aber schrieb sie Rechnungen im Namen von

Dr. Alina Vogt, weil die Software nichts anderes vorsah, weil die Hausratversicherung des Bauern nur Rechnungen dieser Ärztin akzeptierte, weil das System für Vertretungen Regeln hatte, aber nicht für Abwesenheiten, die länger dauerten als ein Erkältungsdurchgang, und wie sie unterschrieb, als zeichne sie eine Linie, die ohnehin die richtige Richtung hatte, weil ja alles getan wurde, wie es getan werden musste – sauber, geprüft, begründet und nüchtern –, und wer hätte ihr sagen sollen, dass sie diese Linie überschritten hatte, außer vielleicht die Person, die nicht anwesend sein konnte, um sie zurückzurufen.

Nachts träumte sie von Jonas, nicht als Vorwurf an das, was sie verloren hatte, sondern als dunkler Schatten, der an einer Hauswand vorbeiging, und sie merkte, dass sie den Schmerz, der einst reduzierter war, mit der gleichen Technik abspaltete, mit der man einen chirurgischen Knoten setzt: zwei Mal links, zwei Mal rechts, fest, aber nicht zu fest, damit das Gewebe atmen kann, und am Morgen stand sie wieder hinter dem Tresen, die Ärmel hoch, und wenn eine alte Frau mit einer lahmen Katze zum

hundertsten Mal sagte, „Frau Doktor, Sie sind ein Engel“, dann korrigierte Mara fast mechanisch „ich bin nicht die Doktorin“, und trotzdem blieb das Wort im Raum, wie ein Parfum, das man nicht mehr loswird, selbst wenn man die Fenster öffnet.

Als Alina aus dem Koma erwachte – so wird es später in den Akten stehen, nüchtern und kühl, als wäre es ein Schalter, den man umlegt –, als sie, aus einem Gebiet zurückkehrend, das sie nicht benennen konnte, in ein Zimmer blickte, in dem eine Uhr lief, die ihre Zeit nicht mitgezählt hatte, war der Betrieb in der Praxis ein Uhrwerk, das ohne sie weiterging, geölt und sauber, mit ordentlichen Einträgen, klaren Plänen, und der Mann, der sie nach Hause brachte, sah, wie es Mara gelang, die Menge der Dinge, die geschehen waren, in zwei Sätzen zusammenzufassen, „ich habe übernommen, es lief, wir haben alles dokumentiert“, und Alina nickte, sagte Danke, während in ihr ein leiser Alarm anging, einer, der nicht vom Misstrauen genährt war, sondern vom Wissen um das, was Lizenzen bedeuten, Kammern, Versicherungen, Haftungsfragen,

und sie bat Mara, die Unterlagen des letzten Monats auszudrucken.

Der Drucker machte dieses schabende Geräusch, das in Büros die Geräusche von Gesprächen ersetzt, die man nicht führen will; auf Alinas Schreibtisch wuchs ein Stapel, in dem die Welt als Abfolge von Leistungen notiert war: Untersuchungen, Beratungen, zwei kleine Operationen, eine größere, die Notfallnarkose an einem Samstagnachmittag, Röntgen, Labor, nachgereichte Medikamente, und unter jedem Blatt stand ihr Name, die Unterschrift, die die Software als digitaler Strich an den unteren Rand setzte, und Alina, die wusste, wie ordentlich Mara war, sah die Sorgfalt, aber sie sah auch, was in den Augen anderer gesehen werden würde, wenn man es ihnen zeigte, und sie hörte in sich die Sätze der Ordnung, die sie selbst gelernt hatte: dass ärztliche Handlungen ärztlichen Händen vorbehalten seien, dass Vertretung nicht Aneignung sei, dass gutes Tun nicht jeden Verstoß heilt.

Das Gespräch fand am Montag statt, als die Praxistür den gesamten Vormittag geschlossen blieb, und es war eines jener Ge-

sprache, die nicht durch ihre Lautstärke, sondern durch die Intensität ihrer Pausen grausam werden; Alina saß auf der einen Seite des Schreibtischs, Mara auf der anderen, die Hände an einer Kaffeetasse, die kalt geworden war, bevor der Kaffee darin zu etwas hatte werden können, und Alina begann leise, „ich bin dir dankbar, mehr als ich sagen kann“, und setzte fort, bevor die Dankbarkeit wie ein Vorwand klang, „aber wir haben ein Problem, das über uns hinausgeht“, woraufhin Mara nickte, als hätte sie es gewusst, ohne es zu Ende denken zu wollen, und Alina holte Luft und legte die Worte so hin, wie man Instrumente hinlegt, vorsichtig, geordnet, anfassbar, „du hast ärztliche Tätigkeiten ausgeübt, die dir nicht erlaubt waren, du hast sie in meinem Namen abgerechnet, und selbst wenn alles gut gegangen ist – was es ist, soweit ich sehe –, ist das für die Kammer Betrug, für die Versicherung ein Risiko und am Ende für mich ein Grund, dich zu kündigen, bevor man mir vorwirft, ich hätte es gewusst und geduldet!“

Es gibt Tränen, die sich ankündigen, indem sie erst einmal nicht kommen, sondern

nur als heißer Druck hinter den Augen stehen, und Mara spürte diesen Druck und spürte, wie eine alte Erschrockenheit an ihr hochstieg, und stellte sich in eine frühe Erinnerung: Sie, die Studentin, zitternd am Beckenrand einer Übungsnarkose, und die Oberärztin, die streng und fair war, sagte, „Entscheiden heißt, die Grenze zu sehen und sie nicht zu verwischen“, und wie viele Grenzen hatte sie in den letzten Wochen gesehen und verschoben, nicht aus Arroganz, sondern weil sie geglaubt hatte, dass die Grenze dort liege, wo das Können sei, und das Können war da, das war die zynische, doppeldeutige Wahrheit, die alles so kompliziert machte, und als sie schließlich „ich verstehe“ sagte, meinte sie nicht nur den juristischen Satz, sondern auch den, der ihr Leben betraf, den Satz, der sagte: Es gibt Wege, die man verlässt, und wenn man sie verlässt, nehmen sie einem nicht übel, dass man ging, aber man kehrt nicht ohne Weiteres zurück.

Man schrieb eine Kündigung, die Worte hingen für Stunden in der Luft, als wären sie noch nicht real; Alina bestand auf einer Abfindung, so klein, dass sie kaum tröstete,

und so groß, dass sie ein Zeichen war; sie rief bei der Kammer an, erklärte den Fall so, dass es die Wahrheit nicht verriet und doch nichts beschönigte, und vielleicht war in der ruhigen Sachlichkeit der Beamtin am anderen Ende des Telefons ein Rest Welt enthalten, der nicht nur Strafen kennt, sondern auch Verhältnismäßigkeit, denn außer einem Verweis und der Auflage, die Vorgänge sauber zu dokumentieren, kam nichts; die Versicherung meckerte nicht, weil kein Schaden entstanden war, und in der Praxis roch es bald wieder so, wie es früher gerochen hatte, und die Glocke bimmelte, und Menschen nannten Alina „Frau Doktor“, und damit war die Geschichte äußerlich erledigt.

Innerlich begann sie erst.

Mara räumte ihre Schublade mit einer Gründlichkeit, die jeder Bürokrat geliebt hätte; sie legte den Kugelschreiber in den Karton, die Haftnotizen, den kleinen Glücksbringer in Form einer Porzellankuh, den ihr einmal ein Kind geschenkt hatte, sie strich mit der Hand über die Arbeitsplatte, als wäre sie ein Tier, dem man erklärt, dass man jetzt gehe, und in den Briefkasten

steckte sie einen dicken Umschlag mit Kopien, die sie für sich behielt, nicht aus Misstrauen, sondern als Beweis für sich selbst, dass sie nicht geträumt hatte, und dann ging sie hinaus in eine Luft, die plötzlich kälter schien, obwohl der April eigentlich längst beschlossen hatte, freundlich zu sein.

Das rührselige Drama, das sich anschickte, sie zu fassen, begann nicht in großen Szenen, nicht mit Alkohol und langen Telefonaten, sondern in den stillen, peinlichen Begegnungen im Supermarkt, in denen Kunden – ehemalige Kunden, korrigierte sie sich – zu ihr herüberkamen und sagten, „wir haben gehört“, und das „gehört“ klang wie ein Messer, das auf Porzellan kratzt, und Mara lächelte, sagte, „alles gut“, und dachte, dass „gut“ ein Wort sei, das in diesen Wochen eine neue, dünnere Form angenommen hatte, und nachts saß sie am Fenster und zählte keine Sterne, weil die Stadt zu hell war, sondern die Lichter der Linienbusse, und stellte fest, dass ihr Herz wieder im Takt war, nur dass der Takt zu leer war, als dass man ihn hätte mit Arbeit füllen können.

Jonas schrieb eine Nachricht, kurz und zu spät, er habe gehört, er hoffe, es gehe ihr ordentlich, und sie las „ordentlich“ zweimal, weil es das Wort war, das sie im Studium geliebt hatte und das nun wie ein Vorwurf wirkte, und sie antwortete, ohne Bitterkeit, die sie sich nicht mehr leisten konnte, sie schrieb, dass sie eine Stelle in einem Tierheim annehmen würde, erst einmal, um nicht untätig zu werden, und dass die Katzen dort Namen hatten, die nach Zigarettenmarken klangen, und dass ihr das gefalle, weil es das Leben entdramatisiere, und sie merkte, wie sie sich an das kleine Lachen klammerte, das man aus der Distanz zu sich selbst gewinnt, wenn man gerade nicht weint.

Im Tierheim roch es weniger nach Desinfektionsmittel und mehr nach Futter, weniger nach Ordnung und mehr nach Versuch, eine Normalität zu ermöglichen, und Mara fand, dass beides in ihr wohnte, die Sehnsucht nach dem geraden Schnitt und die Fertigkeit, ein schiefes Regal so zu beladen, dass es nicht kippt, sie schrieb Behandlungspläne, die keine waren, weil sie nicht unterschreiben durfte, und sie legte doch

Verbände an, weil niemand sonst da war, und sie telefonierte mit Tierärzten, die kamen, wenn man sie rief, und sie merkte, wie ihr Können nun zu einem Hilfswerk wurde, das nicht so sehr Ordnung schuf, wie es Schäden begrenzte, und manchmal stand sie am Zwinger von „Luca“, einem alten Rüden, dem die Hüfte wehtat, und lauschte seinem stoischen Atem, und stellte sich vor, dass etwas in ihr heilte, nicht das Ehrgeizige, das nie ganz verschwinden würde, sondern das Spröde, das sich an Vorschriften gescheuert hatte, bis es blutete.

Alina schrieb ihr nach drei Monaten einen Brief, der mit „Liebe Mara“ begann, als wäre nichts geschehen, und doch so präzise war, dass er nicht wie Trost klang, sondern wie ein Angebot, das man annehmen durfte, ohne sich zu verkaufen; sie schrieb, dass sie sich oft frage, ob sie anders hätte handeln können, dass sie wisse, dass man in der Praxis manchmal über Regeln hinwegatme, ohne zu merken, dass man sie überschreitet, dass sie glaube, dass Mara eine gute Ärztin wäre, wenn sie denn eine wäre, und ob sie – das war der Satz, der wie ein

stilles Fenster geöffnet wurde – sich vorstellen könne, das Studium wieder aufzunehmen, und ob es etwas gäbe, das sie dazu brauche, Empfehlung, Unterstützung, vielleicht nur einen Zuspruch, und dass sie bereit sei, dies alles zu geben, auch wenn sie wisse, dass es die Vergangenheit nicht ungeschehen mache.

Mara legte den Brief auf den Tisch, neben einen Napf, den sie gerade spülte, und las ihn noch einmal, und noch einmal, und in ihr regten sich die alten Sätze, die sie gekannt hatte, als sie wusste, welche Fächer im vierten Semester drankamen; sie setzte sich, schrieb eine Antwort, die mit „Liebe Alina“ begann, und dazwischen lag kein Ärger, nur das Bewusstsein, dass man, wenn man fällt, nicht jedes Mal an exakt dieselbe Stelle zurückklettert; sie dankte, sie erzählte von Luca, sie erzählte von der Art, wie das Tierheim die Welt bändigt, nicht durch Gesetze, sondern durch Hände, die anpacken, und sie schrieb, dass sie wisse, wie leicht es sei, aus einer Mischung von Liebe und Können heraus Grenzen zu übertreten, und wie schwer, sie danach wieder in sich einzubauen, und dass sie, vielleicht,

irgendwann, wieder studieren werde, wenn der Gedanke das Zittern verloren habe, und ob sie in der Zwischenzeit einmal in der Praxis vorbeikommen dürfe, nicht, um zu arbeiten, sondern um Hallo zu sagen.

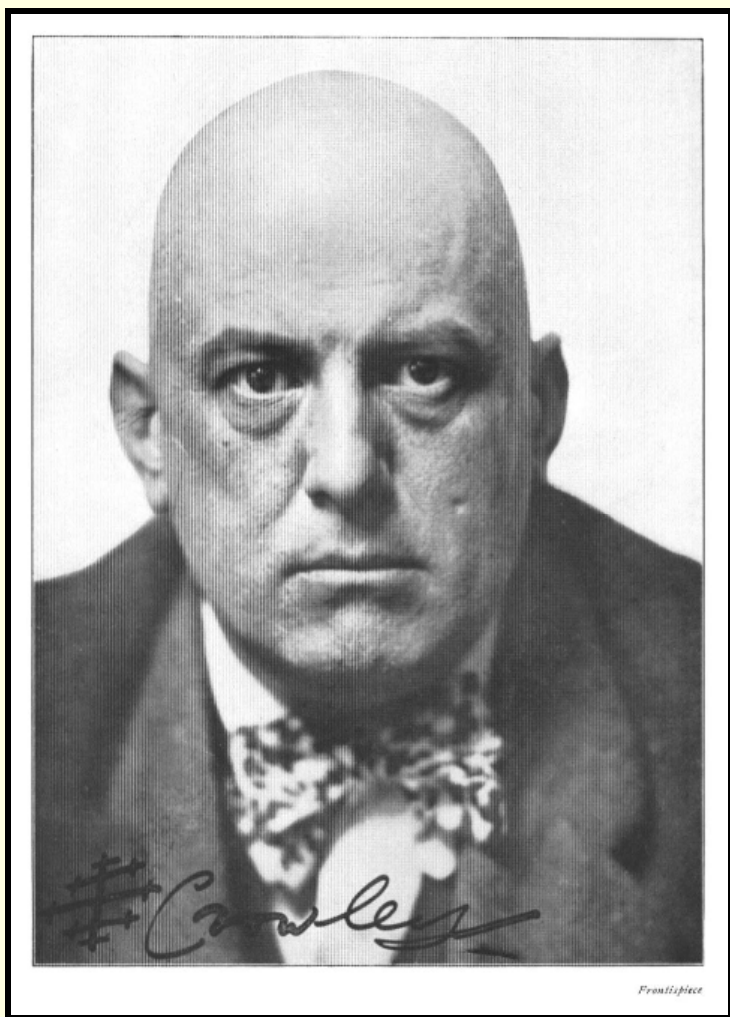
Als sie sich ein paar Wochen später gegen die Tür lehnte, die Glocke bimmelte und Alina aus dem Behandlungsraum trat, war die Umarmung, die sie einander gaben, nicht die Art Umarmung, die alles vergibt, sondern jene, die anerkennt, dass man sich in einer Geschichte befindet, die größer ist als zwei Menschen; eine Kundin wartete, die Katze im Korb miaute, und die Welt stand nicht still, weil zwei Frauen versuchten, etwas Gutes aus einem Schlechten zu machen; sie tranken Kaffee, zu dem endlich die Zeit reichte, und sprachen über Luca und über Jonas und über die Kammer, und es waren jene Sätze, in denen das Rührselige und das Nüchterne sich berühren, ohne einander zu verschlucken, und als Mara ging, trug sie den Napf, den sie ursprünglich nur zurückbringen wollte, an der Seite, als hielte sie etwas aus Porzellan, das man nicht fallen lassen darf, nicht weil es teuer ist, sondern weil es die Form einer Ge-

schichte hat, die, wenn sie zerbräche, zu Scherben werden würde, an denen man sich später die Finger schneidet.

Man erzählt diese Geschichte manchmal als eine von Schuld und Recht, von Betrug, der keiner sein wollte, von einer Ärztin, die handeln „musste“, und einer Assistentin, die „nicht durfte“, und es ist nicht falsch, sie so zu erzählen, weil die Welt nun einmal in solche Sätze gefasst wird, wenn sie verhandelt werden soll, aber es gibt eine andere Weise, sie zu erinnern, bei der das Scheitern kein Urteil, sondern ein Zustand ist, durch den man hindurchgeht, wie durch Regen, der irgendwann aufhört, während man noch mit nassen Haaren dasteht; in dieser anderen Weise bleibt Mara die, die sie sein wollte, nicht mit einem Titel, sondern als Haltung, und wenn sie nachts aus dem Tierheim nach Hause geht und der Atem des alten Luca sich neben ihr beruhigt, dann denkt sie manchmal daran, dass Grenzen nicht nur Trennlinien sind, sondern auch Konturen, an denen entlang man sich später wieder findet, und dass Wünsche, die scheitern, nicht verschwin-

den, sondern sich verwandeln, leiser zwar, aber nicht weniger wahr.

Wenn sie dann einmal, viele Monate später, an einem Morgen die Hand in die Tasche steckt und dort den kleinen Porzellan-Napf findet, der wie ein zu schwer geratenes Symbol daherkommt, dann lächelt sie darüber, dass die Welt sich die Mühe macht, solche Symbole zu streuen, obwohl niemand sie braucht, und sie beschließt, das Formular für die Wiederbewerbung an der Universität herunterzuladen, nicht, um die Vergangenheit zu reparieren, sondern um die Zukunft auf eine Weise zu öffnen, die nicht länger aus Verzicht gemacht ist, und sie schreibt ihren Namen, „Mara“, sorgfältig in das Feld, in dem Namen stehen, und denkt daran, was sie früher darüber gesagt hat, über Verträge, die man zu Beginn schließt, und sie nickt, als würde sie sich selbst zustimmen, und atmet, einmal, tief, ganz tief in sich hinein, als wäre ihr Herz ein Tier, das wieder in die Hand zurückkehrt, die es füttert, und nicht mehr fort will.



Aleister Crowley
(Edward Alexander Crowley, 1875–1947)

MAGIE IST RELATIV

Einstein 152

Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert wird:

– Crowley, Aleister: Magick 1. Kersken-Canbaz-Verlag, 29468 Bergen/Dumme 1993.

Wir leben in einem Universum und in einer Umgebung, wovon wir sagen können, daß selbige uns beeinflussen. Auf Erden ersehen wir Schnee und Regen oder die grelle Sonne – all dies und viel mehr sollen wir wohl zur Kenntnis nehmen, wollen wir vernünftig verbleiben oder überhaupt überleben. Das gilt aber auch umgekehrt. Will sagen, wir beeinflussen unsere Umgebung. Zunächst

einmal verständlich und natürlich, etwa durch den Abbau von erforderlichen Rohstoffen, aber auch etliche natürlich erscheinenden Umgebungen (wie etwa Wälder) sind alles andere als „natürlich“ gewachsen, sondern sie verdanken ihre heutige Eigenart dem längst zurückliegenden Wirken des Menschen. Ähnliches gilt für die Tiere, die Hunde etwa, welche man in geeigneter oder gewünschter Weise züchtet.

Dies sind die für normal und gewöhnlich empfundenen Einwirkungen des Menschen auf die Natur. Gibt es aber auch andere Wege und Mittel, Einfluß auf dieselbe zu nehmen? In der Esoterik und über die Zauberbräuche wird dies ausdrücklich bestätigt. Wir wirken, sagt man dorten, auf die Natur auch schon dann ein, wenn wir (per magischer Formel) unsere Stimme erheben, oder aber auch, indem wir die Zaubertrommel und das Tam-Tam rühren und zum Erklingen bringen.

„Magier haben sich nicht auf den Gebrauch der menschlichen Stimme beschränkt. Die Pan-Flöte mit ihren 7 Griffen, die den 7 Planeten entsprechen, die

Knarre, das Tam Tam und sogar die Geige sind gebraucht worden; ebenso viele andere, von denen die wichtigste die Glocke ist, obgleich sie nicht so viel für die eigentliche Beschwörung verwendet wird, als zum Angeben der Stufen in der Zeremonie. Von all diesen wird man das Tam Tam von allgemeinem Nutzen finden.“ (Crowley, S. 361)

Also zunächst, durch die Luft vermittelter Schall kann eine erstaunlich mächtige Wirkung ausüben. Man denke nachweislich an Gläser, welche unter Schalleinwirkung zerspringen. Oder an in der Bibel festgehaltene alte Stadtmauern, deren Einsturz man sehr wohl alleine durch Posaunen zu bewältigen vermochte.

Warum ist das so? Warum können wir – zunächst zu allermindest vermeintlich – per Schall und Klang auf die Natur einwirken? Zur Erklärung wird angeführt, daß die gesamte Natur ohnehin nur Energie und Schwingung ist, und daß wir so – mit Schwingung und Energie, auch wenn dieselbe von als primitiv erscheinenden Instrumenten stammen sollte – gewisserma-

ßen in umgekehrter Weise auf eben diese Natur einwirken können (praktischerweise die Prinzipien der Natur entdeckend und entsprechende Wirkung ausübend).

Unterstützt wird dies wesentlich von der Natur-Wissenschaft, welche sich mit den Mikro- oder Nano-Strukturen des vermeintlich festen Stoffes beschäftigt. Zur Erinnerung, nochmals, sei etwa mit Werner Heisenberg erwähnt, daß der scheinbar feste Stoff im Innersten alles andere als fest ist. Sondern daß im atomaren Innersten jeglichen Materiales alles als Energie und Schwingung zu betrachten ist. So daß wir hiermit auch die asiatischen Religionen zu verstehen vermögen, welche behaupten, daß man mit Schall und Rufen die Götter ansprechen könne. Warum nicht? ist hier die Frage, wenn doch alles Energie und Schwingung ist? Im atomaren Innersten ist dieser Umstand jedenfalls nachgewiesen.

Weitere Frage, könnte man mittels Schall oder entsprechender elektromagnetischer Wellen, welche letztere ja im luftleeren Raum zu wirken pflegen, einen ganz unerhörten Einfluß ausüben? Der zitierte Autor, Crowley, bezieht sich hier auf mäch-

tige Worte, so etwa Gottes „richtigen“ Namen, oder auf andere klang- und schallmäßige Äußerungen, welche nicht nur die Mauern einer befestigten Stadt, sondern gleich das ganze Universum zum Einsturz bringen könnten:

„Solch ein Wort müßte tatsächlich so gewaltig sein, daß es der Mensch nicht hören und weiterleben könnte. ... Ein solches Wort ... Man sagt, daß bei der Äußerung dieses Namens das Universum in Trümmer zerfällt. Möge der Magier ernsthaft dieses verlorene Wort suchen, denn seine Entdeckung und sein Aussprechen ist gleichbedeutend mit der Vervollständigung des Großen Werkes.“ (Crowley, S. 362 f)

Kann oder könnte man selbst das ganze große Universum durch das geeignete mächtige Wort (wie immer es auch hieße) in die Knie, mithin zum Einsturz bringen oder zwingen? Nun liegt ja auf der Hand, Worte sind Schall und Rauch; mit anderen Worten, sie sind vergänglich. Ihre Hervorbringung, hier auf Erden, ist an die Atmo-

sphäre (an die Luft) gebunden. Selbige gibt es nicht in weitesten Teilen des Weltraums. Andererseits, Worte sind längst nicht alles, sondern es liegt auf der Hand, daß „hinter“ den Worten etwas ist (so etwa das Unterbewußte), welches sie und ihre Wirkung (in oder außerhalb der Luft) bestimmt.

Ist also doch eine Wirkung hinsichtlich des gesprochenen (oder vielmehr auch des gedachten) „Wortes“ denkbar? Aleister Crowley, der das Thema der „Wirksamkeit der Beschwörungen“ (S. 361) anregt, spricht in diesem Zusammenhang ausdrücklich von „mentaler Erregung“ (S. 361). Nun sei dem so, Worte in den Wind gesprochen, verfehlen selbst hier auf Erden des öfteren, aber nicht immer ihre Wirkung. Worte, ins Jenseits und ins Universum hinaus ausgestoßen, welche Wirkung würde man ihnen zuschreiben können, wobei wir unterstellen, daß der „Magier“ sie, diese, seine Worte, für wirksam und echt hält?

Wir begeben uns hier auf eine andere Ebene. Wir verlassen die materialistische Fläche (Worte als Schall in der Luft oder auch Worte als elektromagnetische Erscheinungen im Weltraum). Und treten

unmittelbar in den mentalen (geistigen, gedanklichen) Bereich ein, man könnte auch sagen: in den Bereich Gottes. Nächste Frage also: kann man an der kosmischen Welt über seinen Geist und über seine Gedanken Teil haben oder sie gar bezwingen (falls man dies denn überhaupt möchte)?

Es sei hier zur Antwort daran erinnert, daß wir durchaus über Möglichkeiten verfügen, per Gedanken auf die Natur einzuwirken. Gewiß nicht in dem maßlosen Umfang, das ganze Universum wohin auch immer zu stürzen. Doch wir können Gott tatsächlich inständig (in Gedanken) bitten, etwa Feindeshandlungen wie kriegerische Angriffe gegen unser Land zu unterbinden.

Historisch ist dies (ohne daß man es heute, etwa im Jahre 2022, zur Kenntnis nimmt oder sich klar macht) schon des öfteren geschehen. Zahlreiche Beispiele hierzu bitte ich meinem Buch „Die wahre Geschichte“ zu entnehmen. Das, die Einflußnahme auf Gott, geschieht für gewöhnlich übrigens ganz ohne Trommeln, Tam Tam oder dergleichen. Wesentliches Mittel hierzu sind Sprüche oder Gebete (man kann sie, muß sie aber nicht geräuschmäßig unterle-

gen oder begleiten). Es ist also wesentlich eine geistige (unterbewußte) Macht in uns und für uns tätig, welche sich an eine höhere, Gott genannte Macht wendet. Und selbige übergreifende Macht wird dann, sofern sie dies für richtig befindet, tätig.

Wie wird sie tätig? Geschehen da Zeichen und Wunder, die uns mit aufgerissenen Mündern staunen lassen? Nein, im Gegenteil, das Ganze vollzieht sich auf natürliche Weise, und insbesondere unauffällig, so daß wir in der Regel nicht einmal ahnen oder bemerken, daß Gott dahinter stecken könnte. Natürlich: wir verzeichnen in den wichtigsten Beispielen meines oben erwähnten Buches den günstigen Einfluß auf Wind und Wetter zu Gunsten der Betenden, Bittenden und Flehenden.

Ansonsten? „Zufall“, bemerkt man dann verächtlich, wenn etwas auf wiederum irgendwie „erklärbare“ Weise zustande kommt. Dabei, mit Verlaub, sollten wir uns über solche wiederholten „Zufälle“ doch wundern, oder vielleicht nicht? Hier sei nochmals der Philosoph Arthur Schopenhauer angeführt, der die Vorstellung vom „Zufall“ entschieden ablehnt und der inso-

fern anführt, wir verstehen bloß die größeren Zusammenhänge nicht, das ist schon alles.

Und Recht hat er.

Wir sehen aber auch hier, wissenschaftliche Erkenntnis wird insofern auf eine ganze andere Ebene gehoben. Wir klammern uns nicht mehr beispielsweise am Licht fest, Einsteins Licht-Religion folgend, auch deswegen nicht, weil sich Gedanken ja wohl schneller als das Licht „bewegen“ sollten und dürften.

Wie nähern wir uns also der wirklichen Natur? Sitzt, mit anderen Worten, Albert Einstein, der von einer voreingenommenen Presse als „größter Wissenschaftler aller Zeiten“ verkündet und gepriesen wurde, vor seiner Licht-Trommel, deren wunderbare Wirkungen zu erkunden? Scherz beiseite, Einstein hängt an der Geschwindigkeit des Lichtes (als oberstem physikalischem Tempo) und an den daraus entspringenden scheinbaren Wundern. Hinter allem, auch hinter dem Licht, steht die Gottes-Erkennntnis. Oder auch die von Gott verbürgten (unbewußten), höchst selten auftretenden, dann aber entschieden sich be-

merkbar machenden „Unwägbarkeiten“ (warnende Erscheinungen im subjektiven Wahrnehmungsvermögen, welche man auf natürliche Weise nicht mehr zu erklären vermag).

Magie ist relativ, sagt ausgerechnet der magisch orientierte Aleister Crowley. Die Relativitätstheorie Einsteins, die ja eigentlich behauptet, daß alles relativ (also bezüglich) wäre, geht aber von einer nicht-bezüglichen, demnach festen Größe aus: nämlich der Geschwindigkeit des Lichtes, welche als Obergrenze aller physikalischen Geschwindigkeit fix (fest) sein soll. Nichts könnte je schneller als das Licht sein – so die Einstein'sche Überlegung. Nach heutiger Auffassung ist selbst dies umstritten.

Etwas anderes als ein meßbarer, physikalischer Vorgang ist das Licht jedenfalls nicht. Wegen seiner für unser Leben gegebenen Unentbehrlichkeit hat es etwas scheinbar Wunderbares an sich, wodurch man dann auch schon vor langen Zeiten auf licht-religiöse Aspekte verfiel. Halten wir aber an der Frage fest, ob denn nun wirklich alles als relativ, demnach subjektiv bedingt, unserer höchst persönlichen Ein-

schätzung unterliegend, einzuschätzen wäre?

Also, nochmals Einstein: obwohl denn also alles „relativ“ sein soll (also der subjektiven Betrachtung oder Einschätzung unterworfen), so geht Einstein in seinen Betrachtungen, allen anderweitigen Beteuerungen zum Trotz, denn doch – ausgerechnet! – von einer festen (fixen) Größe aus. Nämlich also der obersten Geschwindigkeit, und zwar der des Lichtes.

Mithin durchlöchert er selbst das von ihm und seinen Leuten propagierte Prinzip, daß alles relativ wäre. Das ist es also nicht. Gottes „Ankerpunkt“, sofern man dies auch mit Einstein religiös betrachten möchte, ist fix und nicht beliebig. Was uns zu weiteren Erörterungen Gottes führen würde, welche hier allerdings vermieden werden sollen.

Interessant in diesem Zusammenhang der Betrachtung Einsteins auf dem Hintergrund der Esoterik ist dann, wie erwähnt, die Frage, wie beispielsweise Aleister Crowley sich dieser Überlegung auf magischem Hintergrunde bemächtigt. Nicht wahr, Zugriff auf Gott durch Sprüche, Trommelklang und dergleichen: ist so etwas mög-

lich? Und wenn ja, sind dann bloß wir magischerweise relativ (oder beliebig), oder muß man dann auch davon ausgehen, daß Gott dies wäre?

„Magick hat weniger die Neigung, zum Irrtum zu führen wie irgendeine andere Wissenschaft, weil ihre Ausdrücke durch Definition austauschbar sind, so daß sie von Anfang an auf Relativität beruht. Wir laufen nicht Gefahr, absolute Lehrsätze aufzustellen. Weiters machen wir unsere Messungen in den Ausdrücken des gemessenen Gegenstandes und vermeiden so die Unvernunft, metaphysische Ideen durch veränderliche Regeln zu definieren (vergleiche Eddington...), dazu gezwungen zu sein, unbelebten Dingen die Eigenschaften des menschlichen Bewußtseins zuzubilligen (Poincaré...) und zu behaupten, daß wir irgendetwas vom Universum als solches wissen, obwohl die Natur unserer Sinne und unseres Gemüts notgedrungen unsere Beobachtungen bestimmen, so daß die Grenze für unser Wissen subjektiv ist, gradeso

wie ein Thermometer nichts anderes als seine eigene Reaktion auf einen besonderen Typus von Energie von Energie anzeigen kann.“ (Crowley, S. 372, Fußnote 20)

Also, alles ist relativ, Aleister Crowley zufolge. Wir messen und beobachten persönlich, mit unseren subjektiven Möglichkeiten und unserem zugehörigen Empfinden. Magie, genau genommen, ist relativ. Weil in der Herangehensweise subjektiv aufzufassen. Insofern kann man Trommelschlag oder Sprüche oder was auch immer anwenden, man muß nur überzeugt davon sein, daß es (der Zugriff auf höhere Welten) funktioniere.

Hintergrund dieser Erwägung ist aber die Überlegung, es gibt doch einiges oder zu allermindest etwas, was über den subjektiven Rahmen hinausgeht (und darum „angesprochen“ werden kann, egal, auf welchem Wege). Also da ist etwas, es gibt etwas Höheres, oder aber auch: das Sein ist, uns einbezüglich. Wenn wir dies durchdenken und zu der stichhaltigen Auffassung gelangen, daß all dieses (Sein) nicht aus

Nichts kommt, sondern daß es auf etwas „Höherem“ gründet, so erreichen wir erklärungs halber Gott, eine ewige und unsterbliche Größe, aus welcher alles entspringt oder welche alles stützt und verbürgt. Und welche wir, und das ist natürlich in diesem Zusammenhang von Interesse, auf unsere subjektive (demnach auch magische) Weise ansprechen können.

Man bedenke, Gott will angesprochen werden. Doch egal, wie wir Gott ansprechen (magisch oder nicht-magisch, sondern rationell, indem wir uns demnach auf unser Unterbewußtsein stützen oder uns auf selbiges verlassen), Gott, der eindeutig angesprochen werden will, er wird uns hören. Und er wird reagieren, da bin ich zuversichtlich.

Nochmals, ich bitte um Verzeihung, nicht alles subjektiv (obwohl sehr vieles natürlich subjektiv ist). Gerade der größte Gedanke (der an Gott also) ist zweifellos objektiv. Denn anders kann man sich das Universum (uns selbst inbegriffen) nicht erklären. Doch ausgerechnet hierzu (der objektiven Deutung Gottes) eröffnet sich uns dann

auch noch ein subjektiver (rein persönlicher) Weg der Einsicht und Erkenntnis.

Wir vermögen Gott nämlich anzusprechen. Im Ernst: wir können uns an Gott wenden! Und zwar auch ganz ohne Tam Tam, sonstigen Lärm und Trommel. Ich denke hierbei vor allem an die Coué'schen kurzen positiven Sprüche zugunsten unserer Gesundheit. Gott vernimmt sie, und er erfüllt still, lautlos, nahezu unmerklich genau das, was wir wünschen (falls den Umständen nach möglich). Und auch hier gewärtigen wir: es ist viel mehr möglich, als wir für gewöhnlich denken oder uns gar erträumen.



Josef Anton Maximilian Perty (1804–1884)

DAS ZAUBERWESEN

(Perty 45)

Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert wird: „Maximilian Perty: Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Winter'sche Verlagshandlung, Leipzig und Heidelberg 1861. Fotomechanischer Nachdruck: hansebooks.“

Zum Autor:

„Josef Anton Maximilian Perty (geb. 17. September 1804 in Ornbau, Bayern; gestorben 8. August 1884 in Bern, Schweiz) war ein deutscher Entomologe [Insektenforscher] und Naturphilosoph an der Universität Bern.“ (Wikipedia)

„Görres hält in Bd. III seiner Mystik auch beim Zauberwesen, dessen socialer Grund ihm der Manichäismus [vom babylonischen Mani gestiftete Religionsform] ist, wieder den vorgestellten Gegensatz von Licht und Finsterniß, Himmel und Hölle, Christus und dem Teufel sei, der in Beziehung zum untern, mittlern und obern geistigen Menschen tritt und im letztern Fall sichtbar wird. Die Einführung in des Lichtreich soll durch die reinigende, in das Finsterreich durch die dämonische Askese geschehen. Das Zauberwesen sei die Kehrseite des mystischen Verhältnisses, in welchem die Heiligen zur Kirche und ihrem Gründer stehen u.s.w.“ (Perty, s. 373 f)

Beim Manichäismus haben wir Licht und Schatten, Gott und den Teufel, und wir gewahren ein Leben in strenger Askese, um der bösen Wiedergeburt zu entgehen und in den Himmel einzugehen. Was ist daran? Muß man in Askese leben, um Übersinnliches (Unterbewußtes) zu gewahren? Nein, das muß man nicht. Man muß auch nicht

sein Leben lang auf einem Beine stehen (wie wir es etwa in asiatischen Religionen gewahren), um „himmlische“ Erkenntnis zu erlangen. Man kann sich ganz normal und gewissenhaft verhalten; Gott meldet sich schon, wenn „er“ es für richtig hält (und selbstverständlich, wie wiederholt angemerkt, auf seine Weise).

Und was die „Kehrseite“ betrifft: es gibt gute und böse Magie (weißen und schwarzen Zauber); letzten Endes siegt (unterbewußt) die weiße Beschwörung immer, man sollte sich also vor dem bösen Zauber hüten.

Also, abgesehen davon, ob man per Askese in den Himmel auffahren könne oder nicht: Gibt es nun das Zauberwesen, oder gibt es selbiges nicht?

„Aber war denn Alles ungegründet, was man seit Jahrhunderten den Hexen und Zauberern zur Last gelegt hatte? Waren die Menschen, auch die klügsten und feinsten Köpfe aller Völker so gänzlich verblendet, daß sie durch ein reines Nichts Jahrhunderte lang in die Irre geführt werden konnten?“ (Perty, S. 374)

Nein, natürlich nicht. Verblödet ist nur unsere heutige, sich überlegen dünkende Zeit, bloß, weil sie technisch weiterentwickelt ist als die Zeiten früher; auf anderem (unterbewußtem) Gebiete ist sie böse hinter den oftmals mythisch verkleideten Erkenntnissen früherer Zeiten zurückgefallen. Wir entnehmen diesen Streit (Widerspruch) auch aus folgendem Zitat:

„Bezeichnend für Soldan's Standpunkt ist die Alternative S. 69: 'Eine sogen. Zaubehandlung beruhe entweder auf naturwissenschaftlichem Boden (d. h. auf natürlichen Mitteln) oder sei absolut nichtig.' Es gibt aber ein Drittes und das ist eben das Wesentliche: Die Zauberei beruht auf den magischen Kräften des Menschen, die nicht der Natursphäre, sondern der geistigen Welt angehören.“
(Perty, S. 374)

Wir sind hier, mit diesem Zitat, also wieder bei der Grundfrage, die all unser Denken über uns und den Kosmos beherrscht. Gibt es seine unsichtbare, geistige, mystische Welt oder einen solchen Bereich oder

nicht? Wiederum kurz gesagt: das materielle Universum ist unstrittig vorhanden. Woher kommt es? Hat es sich selber gegründet oder begründet? Hat das Nichts gesagt: ich war noch eben Nichts, jetzt will ich ein Kieselstein werden. Wohl kaum. Wie immer man zurückfragt, die materielle Welt kann sich nicht selbst begründet haben. Es muß ein höheres, geistiges Prinzip hinter ihr geben.

Unterstützt wird diese schlichte richtige Überlegung durch den Umstand, daß, wenn wir ins (atomare) Innerste schauen, wir wahrnehmen, wie aus Materie (atomos, das unteilbare Teilchen) Energie wird. So daß wir zu der Schlußfolgerung gelangen, daß letzten Endes alles Energie ist. Und Gott werden wir uns schließlich auch irgendwie energetisch vorstellen müssen, wenn auch nicht als konkrete greifbare, damit auch ablenkbare oder zerstörbare Welle. Aber jedenfalls in einer Dimension, die umfassende, alles umgreifende Energie ist, selbige ist aber selbstverständlich von dem Strahl einer Taschenlampe oder einem Röntgenstrahl verschieden.

Denn die Welle, so die Lichtwelle, braucht bei aller hohen Geschwindigkeit, über welche sie verfügt, gleichwohl Zeit, das Universum zu durchqueren (wie uns das ferne Sternenlicht mitteilt). Gott aber ist gleichzeitig überall, er braucht keine Zeit für irgend etwas. Sondern „er“ ist immer da, wo er zu sein gedenkt oder wo man „ihn“ – per Spruch oder per Gebet – benötigt. Und mitunter selbst, ohne daß man sich an „ihn“ wendet, weil man nämlich die Gefahr noch gar nicht erkannt hat; „er“ aber weiß schon von ihr und meldet sich bei uns (unterbewußt) in geeigneter, für uns verständlicher Weise.

In diese Überlegungen zum zweifellos vorhandenen Mystischen kommen auch immer die Gegensatzpaare des Guten und Bösen, von Gott und dem Teufel, oder auch von weißer oder schwarzer Magie herein. Gibt es das Böse? Selbstverständlich gibt es das. Ein Kannibale (Menschenfresser) hat Hunger. Er verspeist den Besucher von einer anderen Insel. Das ist gut für den Kannibalen (denn jetzt ist er endlich wieder einmal satt), schlecht (böse) für den Besucher (aus naheliegenderm Grunde).

„Nun stellten sich aber die Menschen unter dem Teufel – der nichts anderes ist, als die selbstsüchtige begierliche Natur des Menschen, welche sich gegen die sittlichen Gebote auflehnt, und sein Sichtbarwerden nur eine Vision – das persönliche Princip des intensivsten Bösen vor; indem sie mit ihm in Bund zu treten wähten, erhoben sie eben das böse Princip in sich selbst zur Energie. Wenn aber nun der Wille des Magnetiseurs den Magnetisirten katalepsirt [Muskeln verkrampft], ihm gewisse Gefühle und Gedanken aufzwingt, wenn der gute Wille umzustimmen, zu erheben, zu heilen, zu retten vermag, so wird der böse magische Wille, wo er empfänglichen Boden oder schwachen Widerstand findet, physisch und geistig zu verderben vermögen. Die Hexenprocesse geben uns daher nicht, wie Soldan irrig meint, nur ‘eingebildete Maleficien’, und der Hexenproceß hatte in der That eine, wenn auch nur beschränkte Berechtigung. So mochten viele von den Hexen und Zauberern Freude haben an böser Lust und die Intention, aus Ei-

gennutz oder Rache Andern zu schaden; den Wenigsten wird dieses gelungen sein, und so waren die meisten Verbrechen imaginär [nur eingebildet].“ (Perty, S. 375 f)

Man halte fest: „wenn der gute Wille umzustimmen, zu erheben, zu heilen, zu retten vermag“. Insbesondere kann man sich selber also von wenigstens 70 % aller Krankheiten bewahren oder heilen. Das geschieht in der Art, wie Emile Coué sie unübertrefflich vorschlägt, nämlich durch kurze positive Sprüche, welche Einfluß auf unser (göttliches) Unterbewußtsein nehmen. Selbstverständlich kann man insofern auch negativ wirken (ohne tatsächlich insbesondere in seiner Konsequenz zu bemerken, was man da mit sich selber anstellt). Wenn man sich nämlich selbst nur lange genug einredet, daß man krank ist (oder wenn einem das von anderer Seite aus unablässig eingeredet wird), dann wird man irgendwann krank sein.

Der Hexenprozeß hatte „eine, wenn auch nur beschränkte Berechtigung“. Will sagen: man (jede und jeder) kann in unter-

schiedlichem Maße auch auf andere wirken. Der Mensch ist schließlich ein soziales, also geselliges und gesellschaftliches Wesen. Es empfiehlt sich demnach dringend, sich mit anderen zu verständigen.

„Fast die ganze damalige Menschheit war übrigens abergläubig und verkehrt; die feinsten Köpfe und gelehrtesten Leute. Staatsmänner, Philosophen, Aerzte, Dichter, Fürsten wie Geringe gaben sich mit Erlernung und Ausübung zauberischer Künste ab und manche wurden ihren Mitmenschen gefährlich und schrecklich. Andere, unaufhörlich über zauberische und dämonische Dinge grübelnd, konnten selbst an vermeintlich von ihnen bewirkte Zauberei glauben und sich schuldig fühlen, obwohl sie nur den Willen hiezu hatten und ihnen die Erweckung ihrer magischen Kräfte nicht gelang. Dann wurden geistliche und weltliche Behörden auch von unten auf, vom Volke gedrängt; ein panischer Schrecken der Verzauberung und Beschädigung hatte sich der Menschen bemächtigt, sie hielten auch die

Verwüstungen der Elemente und die Seuchen für Zauberwerk und kehrten ihre Wuth gegen sich selbst. Man betrachte, was in ähnlicher Verblendung z. B. bei großen Seuchen geschieht, wo das Volk die Brunnen und Lebensmittel vergiftet wähnt und oft selbst Justiz an vermeinten Schuldigen übt.“ (Perty, S. 376)

Zunächst einmal entnehmen wir: „die feinsten Köpfe und gelehrtesten Leute. Staatsmänner, Philosophen, Aerzte, Dichter, Fürsten“ – glaubten an das Zauberwesen. Ich möchte doch bemerken, das spricht durchaus für sich. Und vom Volk gilt darüber hinaus: „sie hielten auch die Verwüstungen der Elemente und die Seuchen für Zauberwerk“. Die „Verwüstungen der Elemente“: man kann es nicht oft genug wiederholen (und in meinem Buch „Die wahre Geschichte“ sehr genau nachlesen): der Mensch ist ein Teil, ein Produkt dieser Erde. Er steht dem eigenen Planeten nicht fremd gegenüber, sondern ist Teil von ihm und von dem Geschehen auf ihm. Das gilt demnach auch für das Wetter, wie so manche in meinem

Buch „Die wahre Geschichte“ aufgezeigte Krisensituation nachweist.

Und selbst „Seuchen“ können in Krisenzeiten auftreten, ich erwähne nur die bekannte Grippe oder „Influenza“. Dabei ist zu bemerken: „Influenza“ bedeutet „Einfluß der Sterne auf die Krankheit“. Indes, die Sterne beeinflussen uns insofern wohl gar nicht, hingegen durchaus andere Menschen. So daß der Ausdruck „Influenza“ oder „Einfluß“ im Grunde ausgesprochen richtig gewählt ist.

Wie ja die Sprache des Volkes stets einen tieferen Sinn verrät, über welchen man gerne einmal nachdenken darf. Ich erinnere hier nur an die Gleichheit dieser scheinbar verschiedenen Wörter: „Gott“ und „gut“ („God“ und „good“).